

## Die deutsche protestantische Theologie und der Erste Weltkrieg

*Jan Rohls*

In seinem Tagebuch hält der junge Hilfsprediger Paul Tillich seine Eindrücke vom Kriegsausbruch fest, den er in Berlin erlebt, wo er am 31. Juli 1914 auf dem Stettiner Bahnhof eintrifft. „Vor den Säulen drängten sich die Leute, um den ominösen roten Anschlag zu lesen, der, wie ich bald erfuhr, den Kriegszustand verkündigte. Kaum angekommen, ging es zurück ‚Unter die Linden‘. Im Café Kerkau erzählte ein Student die Worte der eben gehaltenen Kaiserrede: ‚Wir sind hinterlistig überfallen worden‘. Da brach ich fast zusammen vor innerlichem Entsetzen, denn ich wußte, was das bedeutet.“<sup>1</sup> Tags darauf warteten Hunderttausende vor der Residenz, darunter auch Tillich, der in sein Tagebuch notiert: „Nachmittag, von 3 Uhr an unter dem Schloß; um 9 Uhr das Auto, der Ruf: ‚Mobil‘. Ich einer der ersten, die es verstehen. Debatte über das, was er gesagt hat. Durchbruch der Schutzmannreihe; Singen von ‚Ein feste Burg‘; tiefste Bewegung“<sup>2</sup>. Abends sprach der Kaiser erneut vom Schlossbalkon, und es fielen die berühmten Worte, dass er in dem bevorstehenden Kampf in seinem Volk keine Parteien mehr kenne, sondern es nur noch Deutsche gebe, und er allen Parteien, die sich je gegen ihn gewandt hätten, verzeihe. Jetzt müssten alle wie Brüder zusammenstehen, dann werde Gott dem deutschen Schwert zum Siege verhelfen<sup>3</sup>.

Wie der damals noch unbekannte siebenzwanzigjährige Tillich befand sich auch der berühmte dreiundsechzigjährige Kirchen- und

---

1 *Albrecht*, Renate / *Hahl*, Margot (Hg.): Paul Tillich. Ein Lebensbild in Dokumenten. Briefe, Tagebuch-Auszüge, Berichte. Ergänzungs- und Nachlassbände zu den Gesammelten Werken von Paul Tillich. Bd. V. Stuttgart 1980, 73.

2 Ebd.

3 Vgl. *Münkler*, Herfried: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin 2013, 108f.

Dogmenhistoriker Adolf von Harnack zum Zeitpunkt der Mobilmachung in der Reichshauptstadt, allerdings nicht als Zaungast, sondern als Mitakteur. Seine dogmengeschichtliche Vorlesung begann er am 1. August mit den Worten Ernst Moritz Arndts: „Der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, drum gab er Säbel, Schwert und Spiess in seine Rechte“. Wenn die Deutschen daran gehindert würden, die Aufgaben durchzuführen, die es als von Gott geschaffenes Volk auszuführen verpflichtet sei, dann gelte das Wort des nationalistischen Dichters der antinapoleonischen Befreiungskriege, dass Gott keine Knechte wolle. Jeder in der jubelnden Menge fühle, dass es sich um einen gerechten Krieg handle, in dem die Einheit der Nation alle anderen Gesichtspunkte überwiege<sup>4</sup>. Harnack sah den Krieg als einen Verteidigungskrieg, der zudem dazu beitrage, den von ihm kritisierten Kastengeist im Innern zu überwinden. Das geht auch aus seinem Entwurf der Rede „An das deutsche Volk“ hervor, mit der sich Wilhelm II. an die Deutschen wandte.

Harnack war eine auch vom Kaiser hochgeschätzte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, nicht nur Theologieprofessor, sondern zugleich Generaldirektor der Königlichen Bibliothek und Präsident der von ihm mitbegründeten „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“. In der Ehrenloge des Bundesrates nahm er an der Reichstagssitzung vom 4. August teil, in der die Sozialdemokraten ihre Zustimmung zu den Kriegskrediten gaben und so den Burgfrieden schlossen. Im Anschluss an die begeistert aufgenommene Sitzung verfasste er auf Bitten des Innenstaatssekretärs Clemens von Delbrück, eines Vetter seines Schwagers Hans Delbrück, den Entwurf zu dem Aufruf des Kaisers, der dann allerdings selbst straffer und unpolemischer ausfiel und wohl aus

---

4 Nottmeier, Christian: Adolf von Harnack und die deutsche Politik 1890–1930. Eine biographische Studie zum Verhältnis von Protestantismus, Wissenschaft und Politik. Tübingen 2004, 378f.

Rücksicht auf die antikirchliche Haltung breiter Schichten, vor allem der Sozialdemokratie, auf religiöse Elemente verzichtete. Es fehlt die theologische Überhöhung, die sich bei Harnack findet, wenn es heißt: „Gott der Herr hat das deutsche Volk erschaffen, damit es den Beruf auf Erden erfülle, zu dem Er es verordnet hat“. Auch ist im Aufruf anders als im Entwurf nicht von der deutschen Kultur die Rede, die es gegen „asiatische Halbkultur“ und „welsches Wesen“ bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen gelte: „Deutsche Art, deutsche Treue und deutsche Bildung wollen wir festhalten bis zum letzten Atemzug.“<sup>5</sup> Und schließlich fehlt auch der Tribut an die Überwindung des Kastengeistes, nämlich der Rütlichwur aus Schillers „Wilhelm Tell“: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“<sup>6</sup>. Kaum hatte Harnack seinen Entwurf vollendet, trat das ein, was mancher befürchtet, von dem man aber gehofft hatte, dass es nicht eintreten werde. Da der Krieg gemäß dem Schlieffenplan den Angriff auf Frankreich mit dem Einmarsch deutscher Truppen ins neutrale Belgien begann, erklärte England am 4. August Deutschland wegen der Verletzung der vertraglich gesicherten Neutralität Belgiens den Krieg. Damit hatte sich die Lage dramatisch geändert, als sich der Kaiser am 6. August an das deutsche Volk wandte. Den Mittelmächten, das heißt dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, standen nunmehr die Alliierten Russland, Frankreich und Großbritannien als Mächte der Entente in einem Zweifrontenkrieg gegenüber. Die Schweiz blieb ebenso wie die Niederlande, die skandinavischen Staaten und Spanien während des ganzen Krieges neutral.

---

5 *Harnack*, Axel von: Der Aufruf Kaiser Wilhelms II. beim Ausbruch des ersten Weltkriegs. In: *Neue Rundschau* 64 (1953), 613–620, 615.

6 Ebd., 616.

### 1. Karl Barth und Martin Rade im Briefwechsel

Da man von der Rechtmäßigkeit des Krieges überzeugt war, setzten Kirchenmänner, Professoren und Intellektuelle alles daran, das Vorgehen der Deutschen nicht nur gegenüber dem feindlichen Ausland zu verteidigen. Wichtiger noch war der Versuch, die neutralen Staaten propagandistisch für die eigene Sache zu gewinnen. Dabei stand die Schweiz im Vordergrund, zumal die deutschschweizerischen Theologen traditionell enge Beziehungen zum Reich pflegten. Der Graben, der sich dabei zwischen deutschen und Schweizer Protestanten in der Deutung des Krieges auftat, lässt sich anhand des Briefwechsels zwischen dem bei Kriegsbeginn siebenundfünfzigjährigen Martin Rade und dem achtundzwanzigjährigen Karl Barth verdeutlichen. Rades Lebenswerk war die „Christliche Welt“, das „Evangelische Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände“, das Flaggschiff des Kulturprotestantismus, dessen Schriftleiter er war. Barth, nunmehr reformierter Pfarrer in Safenwil im Aargau, hatte Rade 1908/09 in Marburg als Redaktionshelfer gedient. Die Marburger Zeit, vor allem das Studium bei dem verehrten Ritschlianer Wilhelm Herrmann, war für Barth prägend gewesen. In den ersten Augustexemplaren der „Christlichen Welt“ nimmt Rade Stellung zum soeben ausgebrochenen Krieg. Da ist am 6. August in einer Meditation unter dem Titel „Krieg“ zu Mt 10, 34 – „Ihr sollt nicht wännen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ – davon die Rede, dass für Jesus der Friede als äußere Harmonie der Menschen nicht das höchste Gut gewesen sei, sondern dass er Überzeugungen gekannt habe, die den Einsatz aller Kräfte auch auf Kosten der Nächstenliebe fordern<sup>7</sup>. Die letzte Instanz im gegenwärtigen Kampf sei das Gewissen, das sich unter jenes Jesuswort stellen dürfe. Für Rades Position noch aufschlussreicher sind die Reflexionen zur Mobilmachung am Ende der ersten Kriegsausgabe des Gemeinde-

---

7 Vgl. ChW 32 (1914), Sp. 745–747.

blatts. Dort liest man: „Eine unschätzbare Wohltat in dieser kritischen Zeit, daß wir zur Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit unsrer Regierenden, zu Kaiser und Kanzler, volles Vertrauen haben können.“ Es heißt aber auch recht bitter, dass die viel gepriesene Realpolitik die christlichen Völker Europas dahin gebracht habe, sich gegenseitig hinzuschlachten. Der Krieg verheiße den Deutschen wenig Gewinn. Doch „können wir von keinem reinen Verteidigungskrieg reden. Wir waren auch mitschuldig an dem bisherigen Zustande, der nur einen Nicht-Krieg bedeutete, aber keinen Frieden. Nun will endlich die furchtbare jahrelange Spannung ein Ende haben. So wirkt der entsetzliche Krieg wie eine Wohltat. Jetzt hört wenigstens die Heuchelei auf.“<sup>8</sup> Patriotische und fromme Phrasen hätten jetzt keinen Platz, worauf es ankomme, das sei ein Sichhineindenken und -beten in die Gedanken Gottes über uns. Das Beste am Krieg sei sein Anfang, wenn das ganze Volk durchglüht sei von einer einzigen Empfindung und alles sonst so Wichtige einen Kurssturz erlebe. In der Folge Nummer der „Christlichen Welt“ schreibt Rade, dass der Krieg heutzutage ein Volkskrieg sei, den es zu erleben gelte in dem Glauben, dass der Wille des Allmächtigen hinter ihm stehe. Zwar wisse niemand, wie der Krieg ausgehen werde. „Aber daß wir Deutschen uns behaupten, daß wir uns mit Ehren behaupten werden, das verbürgt uns unsere heilige Geschichte, das verbürgt uns der Geist, der jetzt durch unsre Adern rollt. Wir haben noch eine Mission, noch eine Zukunft auf Erden. Gott will uns dafür läutern, erziehen, stählen. Wir waren uns in vielem untreu geworden, darum faßt uns seine Hand so hart.“<sup>9</sup> Am Schluss der Ausgabe folgen wieder einige Reflexionen zum Kriege. Es sei so wundervoll, mit welcher Ruhe und Ordnung sich die Mobilmachung vollziehe, so dass auch die Engel im Himmel ihre Freude daran haben müssten. Allerdings warnt Rade auch vor der aufflackernden Ausländerhetze

---

8 Ebd., Sp. 767.

9 ChW 33 (1914), Sp. 770.

aufgrund von Spionageverdacht und appelliert an das Rechtsbewusstsein. Den Kriegseintritt Englands kommentiert er mit den Worten: „Von diesem Krieg wird England wenig Segen haben.“<sup>10</sup> Rade bewundert den Triumph der Vaterlandsliebe und zitiert angesichts des Burgfriedens Schillers Wendung von dem einen Volk von Brüdern<sup>11</sup>.

Es sind diese ersten Kriegsnummern der „Christlichen Welt“, die Barth in einem Brief an Rade vom 31. August zu dem Ausruf veranlassen: „Wir verstehen Sie nicht, verehrter lieber Herr Professor, wir können und wollen Sie nicht verstehen in Ihrer bisher eingenommenen Haltung dem Krieg gegenüber.“<sup>12</sup> Er wundert sich nicht nur darüber, dass angesichts der Kompliziertheit der Verhältnisse eine religiöse Zeitschrift wie die „Christliche Welt“ zumindest stillschweigend vom Recht Deutschlands ausgehe. „Das ist mir das Allertraurigste in dieser traurigen Zeit, zu sehen, wie jetzt in ganz Deutschland Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander geraten und wie nun auch die Chr.W. prinzipiell tut, wie ganz Deutschland tut.“<sup>13</sup> Damit höre die Zeitschrift auf, christlich zu sein und stelle sich dieser Welt gleich. Vom christlichen Standpunkt aus wäre doch der unbedingte Protest gegen den Krieg überhaupt und alles Menschliche, was ihn herbeigeführt hat, das einzig Mögliche gewesen, während Rade eine religiöse Deutung des Krieges vollziehe. Barth fragt angesichts des mörderischen Krieges: „warum lassen Sie bei dieser ganzen weltlichen, sündigen Notwendigkeit Gott nicht aus dem Spiele?“<sup>14</sup> Man dürfe Gott nicht in der Weise in den Krieg hineinziehen, dass die

---

10 Ebd., Sp. 782.

11 ChW 34 (1914), Sp. 787.

12 *Schwöbel*, Christoph (Hg.): Karl Barth – Martin Rade. Ein Briefwechsel. Gütersloh 1981, 95.

13 Ebd., 96.

14 Hier und zum Folgenden ebd.

Deutschen sich jetzt guten Gewissens als seine Mandatäre fühlen können. Barth, der in seiner Arbeitergemeinde zum religiösen Sozialisten mutiert war, sieht sich angesichts des von Rade begrüßten Burgfriedens auch von der deutschen Sozialdemokratie enttäuscht. Am schlimmsten aber findet er, dass die „Christliche Welt“ fortlaufend Luthers Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können?“ abdruckt, die ihn in ihrer Mischung von Naivität und Sophisterei einfach anwidere. Barth beschließt den Brief in Anspielung auf Luthers Worte beim Marburger Religionsgespräch mit Zwingli, dass dieser einen anderen Geist habe, und dieser Gegensatz zwischen ihm und Rade lasse sich nicht auf einen politischen Gegensatz zwischen schweizerisch und reichsdeutsch reduzieren.

Barth hat im Rückblick die entscheidende Wende in seinem theologischen Denken, den Abschied von der liberalen Theologie Marburger Prägung, in einen direkten Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch gebracht. 1957 schreibt er: „Mir persönlich hat ein Tag am Anfang des Augusts jenes Jahres als der dies ater eingepägt, an welchem 93 deutsche Intellektuelle mit einem Bekenntnis zur Kriegspolitik Kaiser Wilhelms II. und seiner Ratgeber an die Öffentlichkeit traten, unter denen ich zu meinem Entsetzen auch die Namen so ziemlich aller meiner bis dahin gläubig verehrten theologischen Lehrer finden mußte.“<sup>15</sup> 1968 kommt er erneut auf das Bekenntnis zu sprechen, das alle seine deutschen Lehrer mit Ausnahme von Rade unterschrieben hätten. Eine ganze bis dahin für glaubwürdig gehaltene theologische Welt sei damit und mit der übrigen Literatur damaliger deutscher Theologen bis auf die Grundlagen ins Schwanken geraten<sup>16</sup>. Barth spielt auf den „Aufruf an die Kulturwelt!“ an, ein an Luthers 95 Thesen angelehntes Manifest, an dessen Abfassung maßgeblich die Schriftsteller Ludwig Fulda und Her-

---

15 *Barth*, Karl: Theologische Theologie im 19. Jahrhundert. Zürich 1957, 6.

16 Vgl. *Barth*, Karl: Nachwort. In: Ders.: Schleiermacher-Auswahl. München / Hamburg 1968, 293.

mann Sudermann beteiligt waren. Der Aufruf erschien am 4. Oktober und war der Versuch, den deutschen Einfall ins neutrale Belgien, das brutale Vorgehen gegen die dortige Bevölkerung und die teilweise Zerstörung der alten Universitätsstadt Löwen mit ihrer berühmten Bibliothek vor dem Ausland zu rechtfertigen. Da ist von Deutschlands reiner Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampf die Rede, die durch Lügen und Verleumdungen der Feinde beschmutzt werde. Die These von der deutschen Kriegsschuld wird unter Berufung auf die Friedensbemühungen des Kaisers abgewiesen<sup>17</sup>. Die Verletzung der Neutralität Belgiens wird ebenso wie das harte Vorgehen gegen belgische Bürger als Akt der Notwehr hingestellt. Schweren Herzens habe man durch Beschießung eines Teils von Löwen Vergeltung geübt für die heimtückischen Überfälle seiner Einwohner auf die deutschen Truppen. Weder habe die Kriegsführung die Gesetze des Völkerrechts missachtet noch habe sie zuchtlose Grausamkeit geübt wie die Mächte der Entente. „Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“<sup>18</sup> Der Kampf gegen den sogenannten deutschen Militarismus sei entgegen der Meinung der Feinde zugleich ein Kampf gegen die deutsche Kultur, da diese ohne den Schutz des Militarismus längst vom Erdboden getilgt wäre. Pathetisch endet der Aufruf mit der Versicherung, „daß

---

17 Zur Kriegsschulddebatte, die durch Fritz Fischers Werk „Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland“ (1961) neu ausgelöst wurde, vgl. jetzt *Clarke*, Christopher: *Die Schlafwandler. Wie Europa 1914 in den Ersten Weltkrieg taumelte*. München 2013. Zum biographischen Hintergrund des Erich Seeberg-Schülers Fischer vgl. *Große Kracht*, Klaus: Fritz Fischer und der deutsche Protestantismus. In: *Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte* 10 (2003), 224–252.

18 *Ungern-Sternberg*, Jürgen und Wolfgang von: *Der Aufruf „An die Kulturwelt!“*. Stuttgart 1996, 145.



wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.“<sup>19</sup> Unterzeichnet war der Aufruf von 93 Künstlern und Intellektuellen, darunter auch protestantische Theologen wie Adolf Deißmann, Friedrich Naumann, und Reinhold Seeberg. Von Barths theologischen Lehrern finden sich die Namen Adolf von Harnacks, Wilhelm Herrmanns und Adolf Schlatters.

In einem Brief an Rade vom 1. Oktober 1914 erwähnt Barth den auf die Berliner Missionsleute zurückgehenden Aufruf „An die evangelischen Christen im Auslande“, der bereits am 4. September publiziert und u. a. von Deißmann, Harnack und Herrmann unterschrieben worden war. Dort heißt es, man wisse sich mit allen deutschen Christen einig, „daß wir die Verantwortung für das furchtbare Verbrechen dieses Krieges und alle seine Folgen für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden von unserem Volk und seiner Regierung abweisen dürfen und müssen. Aus tiefster Überzeugung müssen wir sie denen zuschieben, die das Netz der Kriegsverschwörung gegen Deutschland seit lange im verborgenen arglistig gesponnen und jetzt über uns geworfen haben, um uns zu ersticken.“<sup>20</sup> Der Appell wurde von englischer und französischer Seite mit der Zurückweisung des Vorwurfs beantwortet<sup>21</sup>. Rade, der den Aufruf nicht unterschrieben hatte, reagierte maßvoll auf die Antwort der englischen Kirchenmänner<sup>22</sup>.

---

19 Ebd.

20 Zit. nach *Besier*, Gerhard: Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1984, 44.

21 Vgl. ebd., 45–52, 58–68.

22 Ebd., 52–57. Zu Rades Wandlungen in seiner Haltung im Krieg vgl. *Nagel*, Anne Christine: Martin Rade – Theologe und Politiker des Sozialen Liberalismus (Religiöse Kulturen der Moderne). Gütersloh 1996, 134–156.

Barth erkennt zwar an, dass Rade sich in Deutschland auf der Seite der Moderaten befindet, aber er unterscheidet sich doch nur graduell von den Anderen. Enttäuscht schreibt er: „In mir ist etwas von der Hochachtung deutschem Wesen gegenüber für immer zerbrochen, das weiß ich, nicht etwa wegen Burgweiler, Löwen, Reims etc. – diese Dinge nehmen wir nicht so wichtig, wie Ihr denkt –, sondern weil ich sehe, wie eure Philosophie und euer Christentum nun bis auf wenige Trümmer untergehen in dieser Kriegspsychose.“<sup>23</sup> Der Gegensatz zwischen Barth und Rade verschärft sich noch, als der Marburger Theologe dem Schweizer vorhält, dass ihm als Bürger eines neutralen Staates das Kriegserlebnis fehle. Zwar habe das deutsche Volk den Krieg als Unglück empfunden. Aber: „Für eine so überwältigende Sache gibt es nur Einen möglichen Grund und Urheber: *Gott*.“<sup>24</sup> Das sei nicht der „deutsche Gott“, wie Barth abschätzig meine, sondern der Gott, der seine Hand im Spiel hat beim Krieg, das sei der *Deus absconditus*. Rade gesteht sich selbst ein, dass ihm als altem Ritschlianer diese Erkenntnis schwer gefallen sei, dass es neben dem in Jesus offenbaren Gott einen verborgenen Gott gebe, den er allerdings nicht ertragen könne, wenn er nicht zugleich den *Deus revelatus* hätte. Aber „daß der Krieg bloß Menschenwerk sein soll, während Gott der Herr eigentlich etwas ganz anderes möchte: eine solche Gottesvorstellung mache ich nicht mit.“<sup>25</sup> In einem Brief an Wilhelm Herrmann drückt Barth sein Befremden über Rades Rede vom Kriegserlebnis aus. Er fragt seinen Lehrer, der ja vom Erleben Gottes in Jesus gesprochen hatte, ob Rades Kriegserlebnis als Gotteserlebnis im christlichen Sinn oder als Wotanerlebnis zu werten sei<sup>26</sup>. Barth selbst erblickt in dem Appell an das Erlebnis nur einen Verzicht auf Theorie. Am 19. Juni 1915 legt Barth

---

23 *Schwöbel*, Barth – Rade (wie Anm. 12), 101.

24 Ebd., 110.

25 Ebd., 112.

26 Ebd., 115.

seine theologische Deutung der Situation und zugleich den Ansatz seiner eigenen Theologie dar: „Der Krieg offenbart, was schon vorher und sonst war: die Gottlosigkeit und Bosheit, in der wir drin stecken, ein Ganzes, eine Welt, die wir nicht billigen und die wir doch bejahen. Mitten in dieser Welt, mitten im Krieg Jesus als der Erlöser. Das ist ein Teil der Grund- und Kerngedanken, um die wir uns jetzt ohne Aufhören bewegen möchten.“<sup>27</sup> Barth hält die Welt als Ganzes der menschlichen Lebensbedingungen für gottlos, und dieser gottlosen Welt stehe Jesus mit seinem Leben und seiner Botschaft gleichfalls als ein geschlossenes Ganzes gegenüber. Daher müsse der Christusglaube, die innere Orientierung an der Welt Jesu, bewusst Abstand nehmen von dem Kompromiss-Christenglauben, der sich im Ethos, in der sittlichen Arbeit auf dem Boden der gottlosen Welt auslebt. Nicht auf eine sogenannte christliche Ethik komme es an, sondern auf den christlichen Glauben. Jesus heilige nicht eine Ethik auf dem Boden der gottlosen Welt durch die persönliche Sündenvergebung, um die alte Welt zu lassen, wie sie ist. Sondern Jesus ist für Barth eine neue Welt und zerbricht all unsere Ethik. Damit klingen bereits die Themen an, die im „Römerbrief“ zentral sind, an dem Barth gerade arbeitet. Er erscheint kurz nach Kriegsende 1919 und wird zu einem Gründungsdokument der sogenannten Dialektischen Theologie.

## 2. Reinhold Seeberg und die Alldutschen

Doch auch die protestantischen Theologen im Reich bildeten keine einheitliche Front. Vielmehr führte der Krieg nach anfänglicher Geschlossenheit zur Bildung zweier Lager im deutschen Protestantismus. Die Mehrheit der Protestanten verweigerte sich bis zum Schluss jeder innenpolitischen Verfassungsreform und verfocht eine annexionistische Kriegszielpolitik. Ihr wichtigster Repräsentant war

---

<sup>27</sup> Ebd., 133.

der Baltendeutsche Reinhold Seeberg, ein zwar modernen Problemen gegenüber aufgeschlossener, aber streng nationalkonservativer Lutheraner. Er hatte wie Harnack den Aufruf „An die Kulturwelt!“ unterzeichnet, bezog dann aber eine völlig andere Stellung zum Krieg als sein liberaler Berliner Fakultätskollege. 1915 beginnt er seine Abhandlung „Ewiges Leben“ mit dem Hinweis auf den vierten apokalyptischen Reiter: „Das fahle Pferd stürmt jetzt hin durch die Welt und tritt mit hartem Hufe blühendes Leben zu Boden. Ein furchtbares Sterben ist über unser Vaterland hereingebrochen. Die Fahnen oben mit ihren stolzen bunten Farben künden den Sieg, aber drunten wehen die schwarzen Trauerschleier.“<sup>28</sup> Es ist die Not der Leidtragenden, die Seeberg zu seinen Ausführungen über das ewige Leben veranlasste, denen ein bestimmtes Weltverständnis zugrunde liegt. Die Welt ist für Seeberg Leben und Wille, Gott der Urwille und das Urleben, das sich im Leben der Natur wie der Geschichte zur Wirksamkeit erschließt. Weil der göttliche Urwille aber in teleologischer Weise wirkt, ist er geistiger vernünftiger Wille, der in den vielen Willen so wirksam ist, dass er ihre Selbstheit schafft, sie aber zugleich als in sich zusammenhängende Einheit setzt. Ein einheitlicher Lebensprozess ist auch in der Geschichte als der großen Bewegung der Geister wahrzunehmen. Das Leben aber erfährt man Seeberg zufolge nicht mit dem gliedernden Verstand, sondern wir empfinden es in seiner ungeteilten Einheit. „Wer, wie wir jetzt eben, einen großen patriotischen Aufschwung des ganzen Volkes miterlebt hat, besitzt hiervon einen unmittelbaren Eindruck. Nicht Überlegungen und verständige Reflexionen, sondern der Wille zum Leben erhob sich mit ungeheurer Gewalt in dem ganzen Volk aus der unmittelbaren Empfindung empor und hat daher die unmittelbare Kraft des Naturtriebes.“<sup>29</sup> Die Erkenntnis ist für Seebergs voluntaristische Weltanschauung mit ihren nietzscheanischen Anleihen dem

---

28 Seeberg, Reinhold: *Ewiges Leben*, 4./5. Aufl. Leipzig / Erlangen 1920, 1.

29 Ebd., 23.

Willen nachgeordnet. „Und so gewaltig ist die Macht jenes Willens zum Leben, daß er mit spielender Leichtigkeit alle wohlwogenen Theorien über den Haufen wirft. Die den ewigen Frieden verherrlichen, werden unter seiner Wucht zu Propheten des Krieges. Begeisterte Verehrer des ‚freien England‘ verwandeln sich über Nacht in Todfeinde des ‚perfiden Albions‘, wie wir es an unseren liberalen Politikern sehen können. Der geschichtliche Lebenswille ist eben stärker als die doktrinäre Erkenntnis.“<sup>30</sup>

Seebergs Name ist verbunden mit einer Adresse von 1915, einem Manifest alldeutscher Machtpolitik, unterzeichnet von 1347 Personen des öffentlichen Lebens, darunter auch zahlreiche Theologen, u. a. Adolf Deißmann, Hugo Greßmann, Karl Holl, Ferdinand Kattenbusch, Wilhelm Lütgert und Erich Schaefer. Im Hintergrund der Seeberg-Adresse stand das Interesse des Alldeutschen Verbandes, eine breite Schicht von Intellektuellen für die Annexionspläne der großen Wirtschaftsverbände zu gewinnen. In dem einflussreichen Theologen Seeberg glaubte man den geeigneten Redner für den Eröffnungsvortrag auf der Versammlung gefunden zu haben, die am 20. Juni 1915 im Berliner Künstlerhaus stattfand und sich mit der Frage der Kriegsziele in Ost und West befasste. Seeberg sprach über „Deutsche Zukunft“ und leitete aus dem im göttlichen Urwillen gegründeten Lebenswillen des Volkes nicht nur den Siegeswillen im Krieg, sondern auch die Forderung nach Sicherungen für die Zukunft ab. Er erklärt: „Es wäre ein Jammer, wenn unser deutsches Volk in der großen Erregung dieser Tage nicht mehr die innere Kraft besäße, weltumspannende Ideale aufzustellen. Alle Ideale bestehen auf Maximalforderungen. Das ist nun einmal ihre Natur. Der Lebensinstinkt reicht weiter als die rationalen Erwägungen unseres Verstandes. Der Wille vergegenwärtigt uns das Ziel eines Weges, lange

---

30 Ebd., 23f.

ehe wir es zu erblicken vermögen.“<sup>31</sup> Der im Gotteswillen gegründete völkische Lebenswille gestaltet sich für Seeberg im Krieg zum Siegeswillen, der auf einen Siegfrieden samt Annexionen drängt. Auch wenn das angestrebte Ziel nicht die Weltunterdrückung, sondern die Arbeitsgemeinschaft aller Völker sei, könne dieses schöne Ziel doch nur durch den Einsatz der Macht erreicht werden, wie einen der Lebenswille lehre. Daher sei es beim Sieg „sittliche Pflicht, daß man zugreift und die neugeschaffene Lage ausnützt. Man dient dem Geist der Weltgeschichte, indem man so handelt, und man führt das eigene Volk auf die Bahn echten Fortschritts“<sup>32</sup>. Seeberg macht sich zum Fürsprecher der annexionistischen Politik, auf dass wir „gesichert auf unserem Boden leben können, daß unser Volk Raum genug gewinnt zu seiner ungehemmten Ausbreitung in der Welt und daß die Meere frei werden für alle Nationen“<sup>33</sup>.

In einem Brief an seinen Bruder Alfred begründet Seeberg sein Engagement für die später nach ihm benannte Adresse: „Die Gefahr ist nämlich, daß ein Friede zustande kommt, der alles beim Alten beläßt. Das aber hätte zur Konsequenz große Unzufriedenheit und schwere Erschütterungen. Trotzdem hätte ich mich für die Sache nicht so ins Zeug gelegt, wenn nicht die baltische Frage hiermit konnex wäre. Die maßgeblichen Kreise und viele Literaten sind der Meinung, daß man den Gegner nicht erbittern sollte. Dem gegenüber sind die vorliegenden Forderungen der konsequente Ausdruck der wirklichen Bedürfnisse des Volkswillens.“<sup>34</sup> Es ging dem Balten-deutschen Seeberg demnach vor allem um die Annexionen im Osten,

---

31 Seeberg, Reinhold: *Geschichte, Krieg und Seele. Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkrieges*. Leipzig 1916, 45.

32 Ebd., 49.

33 Ebd., 54. Vgl. *Brakelmann*, Günter: *Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus*. Bielefeld 1974, 73ff.

34 Zitiert nach *Brakelmann*, *Protestantische Kriegstheologie* (wie Anm. 33), 76.

während er selbst in seiner Rede noch betont hatte, dass es kaum jemandem um eine eigentliche Annexion Belgiens gehe<sup>35</sup>. In der schließlich ausgearbeiteten Adresse sieht das dann allerdings anders aus. Dort hieß es: „Ganz gewiß, nicht Weltherrschaft, aber volle, der Größe unserer kulturellen, wirtschaftlichen und kriegerischen Kraft entsprechende Weltgeltung wollen wir.“<sup>36</sup> Daher sei es der feste Wille des deutschen Volkes, beim Erfolg der deutschen Waffen die militärischen Erfolge bis an die äußerste Grenze des Erreichbaren auszunützen. In sechs Punkten werden die Bedingungen für den Siegfrieden formuliert. Erstens muss man Frankreich „um unseres eigenen Daseins willen politisch und wirtschaftlich rücksichtslos schwächen und unsere militärisch-strategische Lage ihm gegenüber verbessern“<sup>37</sup>. Zur Stabilisierung der Westfront gegenüber England müsse ein Teil der französischen Kanalküste annektiert werden, maßgebliche Unternehmen seien von Deutschen zu übernehmen, und der Bevölkerung in den annektierten Gebieten dürfe kein Einfluss im Reich eingeräumt werden. Außerdem müsse Frankreich eine hohe Kriegsentschädigung auferlegt und seiner Kolonien beraubt werden. Der zweite Punkt betrifft Belgien, das man politisch-militärisch und wirtschaftlich fest in der Hand halten müsse, da es andernfalls den Feinden als Angriffsbasis dienen könnte. „Auch völkisch kann es uns zu einem starken Zuwachs werden, wenn sich das in seiner Kultur uns so verwandte Vlémentum im Laufe der Zeit aus der künstlichen romanischen Umklammerung befreit und auf sein Germanentum zurückbesinnt.“ Aber auch den Bewohnern Belgiens dürfe kein politischer Einfluss im Reich eingeräumt werden. Im dritten Punkt geht die Adresse auf das für Seeberg so wichtige Ver-

---

35 Ebd., 195.

36 *Böhme*, Klaus (Hg.): *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg*. 2. Aufl. mit einem Nachwort von Hartmann Wunderer. Stuttgart 2014, 126.

37 Ebd., 127.

hältnis zu Russland ein, der schon allein wegen des dortigen Bevölkerungswachstums „größten Gefahr der deutschen und europäischen Zukunft“<sup>38</sup>. Um als Grenzwall gegenüber der Slawisierung und Grundlage der Wahrung deutschen Volkswachstums zu dienen, müsse Russland landwirtschaftliches Siedlungsgebiet abtreten, um deutschen Bevölkerungszuwachs aufzunehmen und die Ernährung im Reich vom Ausland unabhängig zu machen. Die Adresse nimmt insbesondere den baltischen Raum mit seiner nichtrussischen Bevölkerung, aus der sich Wanderarbeiter rekrutieren lassen, als Annexionsgebiet in den Blick. Der fünfte Punkt geht auf die Beziehungen zu England, den Orient, die Kolonien und Übersee ein, zumal „dieser Krieg nach seinem letzten Ursprung der Krieg Englands gegen die weltwirtschaftliche, die See- und Überseegehung Deutschlands ist“<sup>39</sup>. Daher müsse Deutschland auf seine Durchsetzung in der Weltwirtschaft und die seiner See- und Überseegehung gegen England drängen. Zudem komme es auf eine wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands von England durch die Bildung eines vor englischen und russischen Zugriffen gesicherten kontinentalen Wirtschaftsgebiets vom Balkan bis Vorderasien an den persischen Golf an. Um des überseeischen Welthandels sei es aber notwendig, gegen die englische Seemacht auch das afrikanische Kolonialreich neu aufzubauen und zu verstärken, die Kette der englischen Stützpunkte zu sprengen und vor allem Ägypten und den Suezkanal den Briten zu entwenden. Zudem müsse die Macht der englischen Presse durch die Beseitigung des englischen Monopols im Kabel- und Nachrichtenwesen gebrochen werden. Angesichts des Annexionsprogramms der Seeberg-Adresse klingt es seltsam, wenn es heißt: „Unser bester Bundesgenosse gegen Englands Welteinfluß ist die Freiheit, die wir allen bringen werden, indem wir für unsere eigene Befreiung vom englischen Weltjoch kämpfen. Nicht ausbeutende Weltherrscher,

---

38 Ebd., 128.

39 Ebd., 131.



wie die Engländer, sondern nach der Sicherung unserer eigensten Bedürfnisse die Vorarbeiter und Führer Europas müssen wir sein, die freie Eigenentwicklung der Völker achtend und sichernd.“<sup>40</sup> Was die Kriegsentschädigung als fünften Punkt angeht, so hält die Seeberg-Adresse gegenüber England keinen Geldbetrag für zu hoch. Sechstens heißt es schließlich, dass es keine Kulturpolitik ohne Machtpolitik gebe. Der deutsche Geist könne ohne Machtpolitik nicht der Gefahr entgehen, „zersetzt und zersetzend zu werden als ein wurzelloser Volksgeist, der in allen Ländern, – übrigens vergebens – Heimat suchen, sich überall anpassen und sein eigenes wie das Wesen der Wirtsvölker verfälschen muß, weil ihm der gesunde nationale Körper fehlt. Wir wollen mit unseren Forderungen dem deutschen Geist den gesunden Körper schaffen.“<sup>41</sup> Eben das wird als der tiefere Sinn der Annexionspolitik ausgegeben.

Seeberg stand – wie man an den Unterzeichnern der Adresse sehen kann – mit seiner vehementen Verteidigung der Annexionspolitik und des Siegfriedens in der protestantischen Theologie keineswegs alleine da. Der mit ihm befreundete Königsberger Kirchenhistoriker Friedrich Lezius, ein Baltendeutscher aus Livland und Vorstandmitglied des Alldrutschen Verbandes, übertraf ihn in seinen Annexionsvorstellungen noch bei weitem<sup>42</sup>. Und in seiner 1916 erschienenen Abhandlung „Weltvölkische Erziehung“ erklärt der Heidelberger Theologe Friedrich Niebergall, dass es in diesem Krieg um die Frage gehe, wer in Europa und damit auf der ganzen Erde die Vorherrschaft haben solle, England oder Deutschland. Und die Antwort könne nur sein: Deutschland solle nach dem Willen des Geistes, der die Geschichte lenkt, zur Weltmacht werden<sup>43</sup>.

---

40 Ebd., 133.

41 Ebd., 135.

42 Ebd., 187.

43 Ebd., 180f.

### 3. Adolf von Harnack und die Gemäßigten

Die Gegenposition zu Seeberg und dem alldeutschen Programm des Siegfriedens vertritt in der Reihe der protestantischen Theologieprofessoren u. a. Harnack. Allerdings gelangt er zu dieser Position erst im Verlauf des Krieges. Schließlich hatte er zu Anfang die deutsche Haltung vollauf unterstützt. Am 29. September 1914 hielt Harnack eine Rede in Berlin zu dem Thema „Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen“. Inzwischen war zwar in Ostpreußen die russische Armee von Hindenburg geschlagen worden; aber im Westen war der Krieg in einen Stellungskrieg übergegangen. Harnack beginnt seine Rede mit einem Gedicht Emanuel Geibels von 1859, das auf die Völkerschlacht Bezug nimmt und das Schreckgespenst einer Einkreisung Deutschlands an die Wand malt. „Wenn verbündet Ost und West/ Wider dich zum Schwerte fassen,/ Wisse, daß dich Gott nicht läßt,/ Wenn du dich nicht selbst verlassen!“<sup>44</sup> Harnack empört sich gleich anfangs über den Kriegseintritt Englands und bringt damit die Enttäuschung der deutschen Elite über England zum Ausdruck, auf dessen Neutralität man trotz der Verletzung der Neutralität Belgiens gehofft hatte. Zum allgemeinen Gedankengut gehört auch seine Klage über die „internationale Lügenpresse“. Doch trotz dieser Gegnerschaft habe der Gott der Leipziger Völkerschlacht im Donner wieder gesprochen, wie Harnack, Geibel zitierend, sagt, da die deutsche Armee nach großen Siegen fest in den feindlichen Ländern stehe. Allerdings räumt er ein, dass die Hauptentscheidung noch bevorstehe. Daher seine Frage: „Was haben wir schon gewonnen und was müssen wir noch gewinnen?“<sup>45</sup> Im Hinblick auf den ersten Teil der Frage geht es ihm vor allem um den unverlierbaren Gewinn im Innern des Reiches. Der erste Gewinn ist: „Wir haben ganz neu gewonnen unser liebes, teures, herrliches Vaterland.“ Damit spielt Harnack auf die

---

44 Ebd., 89.

45 Ebd., 91.

Überwindung des Parteiengegensatzes an. An die Stelle vermeintlich höherer Ideale wie Kosmopolitismus und Internationale sei die Vaterlandsliebe getreten, die sich auch in der Konzentration auf die nationale Kultur niederschlage. Als zweites kommt Harnack auf die Trias von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu sprechen, die keine Erfindung der französischen Revolution sei, sondern auf den Calvinismus und Puritanismus zurückgehe. Der Hauptteil der Rede ist der Interpretation dieser drei Begriffe gewidmet. Seit Kriegsbeginn brause in allen Deutschen ein Freiheitsgefühl, und Freiheit bedeute: „Das mit Freude und ganzer Hingebung und unbehindert tun, was man tun soll, das tun wollen, was man tun muß.“<sup>46</sup> Wahre Freiheit sei Aufnahme der Pflicht in den Willen, so Harnack ganz kantianisch. Gerade diese Freiheit habe der Krieg wieder geweckt, und sie sei es, die Arndt mit den Zeilen meine „Der Gott, der Eisen wachsen ließ,/ Der wollte keine Knechte!“, weder Knechte des Auslands noch Knechte im Innern. Wie das Freiheitsgefühl sei auch das Bewusstsein der Gleichheit durch den Krieg befördert worden, und zwar nicht nur im Heer, sondern bei allen Deutschen. Denn: „Wir sollen, welche Uniform im Leben wir auch tragen, Menschen sein, an unserm Teile die Idee des Menschen, des Gottmenschen, verwirklichen, alles Kleinliche und Selbstische unter unsre Füße treten und soviel Gutes und Edles um uns wirken, als wir können.“<sup>47</sup> In diesem inneren Beruf seien alle gleich. Und schließlich drittens: die Brüderlichkeit und Einheit, bewirkt durch das Opfer fürs Vaterland, so dass der Krieg auch die zuvor unverstandenen Ideen von Genugtuung und Stellvertretung wieder sinnvoll mache.

Auf den zweiten Teil der Frage antwortet Harnack zunächst: „wir haben das zu gewinnen, daß wir das, was wir jetzt in diesen Monaten erleben, nie wieder zu erleben brauchen, das heißt: der Friede muß so geschlossen werden, daß wir und unsre Kinder und Kin-

---

46 Ebd., 95.

47 Ebd., 96f.

deskinder – soviel sage ich, einen ewigen Frieden gibt es wohl niemals auf Erden – im Schatten dieses Friedens ruhig arbeiten und schaffen können. *Das sind wir unsern Toten schuldig.*<sup>48</sup> Es geht Harnack also um einen Frieden in Sicherheit zur Vermeidung künftiger Kriege. Was zweitens noch zu gewinnen sei, das sei angesichts der unbestimmten Dauer des Krieges das Ausharren in Zuversicht. Und drittens schließlich sei nötig, zumal wenn der Frieden kommt, „mehr *Verträglichkeit und mehr Duldung und Versöhnlichkeit* untereinander“<sup>49</sup>. Den Parteien und auch der Presse müsse das Parteilicht ausgetrieben werden. Gerade der Krieg habe gezeigt, dass die höchsten Güter über den Parteien stehen. Harnack hoffte auch auf eine Überwindung des rückständigen „Kastengeistes“, der besonders im ostelbischen Deutschland zu Hause sei: diese „patriarchalische Begönnung, aber auch jener unhumane Geist, der zuerst auf den Stand und dann erst auf den Menschen sieht, er muß aufhören.“<sup>50</sup> Der „Verkehrston“ müsse sich in Deutschland ändern, Toleranz sei gefordert, auch in konfessioneller Hinsicht.

Diese Ideen spielten auch eine zentrale Rolle in den Diskussionen des am 2. September 1914 erstmals tagenden „Mittwochabend“ Hans Delbrücks, zu dessen Mitgliedern Harnack gehörte und in dem auch die Gründung der „Freien Vaterländischen Vereinigung“ im Februar 1915 beschlossen wurde. Deren Ziel sollte es sein, die im Krieg entstandene nationale Einheit für die Friedenszeit innenpolitisch fruchtbar zu machen<sup>51</sup>. Es war dann die Seeberg-Adresse mit ihrem annexionistischen Kriegszielprogramm, die am 27. Juli 1915 eine auch von Harnack unterzeichnete Gegeneingabe Delbrücks zur Folge hatte. Außer Albert Einstein und Max Weber fanden sich unter den 141 Unterzeichnern – extrem wenig im Vergleich zur

---

48 Ebd., 97f.

49 Ebd., 99.

50 Ebd., 100.

51 *Nottmeier*, Adolf von Harnack (wie Anm. 4), 407.

Seeberg-Adresse – auch die Theologen Wilhelm Herrmann, Martin Rade, Ernst Troeltsch, Otto Baumgarten und Julius Wellhausen<sup>52</sup>. Die Erklärung beginnt mit der Feststellung, dass Deutschland nicht mit Eroberungsabsicht in den Krieg gegangen sei, sondern um der „Erhaltung seines von der feindlichen Koalition bedrohten Daseins, seiner nationalen Einheit und seiner fortschreitenden Entwicklung“<sup>53</sup>. Daher dürfe Deutschland bei einem Friedensschluss auch nur das verfolgen, was diesen Zielen diene. Die Gegenerklärung bekennt sich „zu dem Grundsatz, daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist“<sup>54</sup>. Annexionen von nationalfremden Gebieten widersprächen zudem dem Charakter des deutschen Nationalstaates.

Delbrücks Erklärung war an den Reichskanzler Bethmann Hollweg gerichtet, der sich im Frühjahr 1916 auch von Harnack beraten ließ. Inzwischen war nicht nur am 23. Mai 1915 Italien auf Seiten der Entente in den Krieg eingetreten und ab dem 1. Juli 1915 die deutsche Armee weit in den Osten vorgestoßen, sondern es hatte am 21. Februar 1916 auch die verlustreiche Schlacht um Verdun begonnen. Am 21. April 1916 reagiert Harnack auf einen Beitrag des freikonservativen Parteivorsitzenden Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch mit dem Titel „Der Abschied von der weißen Weste“, der kurz zuvor im „Tag“ erschienen war. Die weiße Weste war für von Zedlitz die Rücksicht auf die zukünftige Prüfung der Geschichte bei allen politischen und militärischen Entscheidungen. Diese Rücksicht sei eine deutsche Spezialität und Sentimentalität, die man zugunsten einer rücksichtslosen Machtpolitik verabschieden müsse. Genau dagegen wendet sich Harnack, der jene Rücksicht mit dem sittlichen Bewusstsein identifiziert. Er spricht sich dafür aus, dass

---

52 Vgl. ebd., 418f.

53 *Böhmische*, Aufrufe (wie Anm. 36), 135.

54 Ebd., 136.

man auch die politischen und militärischen Entschlüssen einer sittlichen Betrachtung unterwirft. Schließlich gebe es neben einer Privatethik und einer Sozialethik auch eine politische Ethik, die wie jene in demselben sittlichen Bewusstsein wurzele. „Daß der Staat Subjekt und Objekt dieser Ethik ist, gibt der politischen Ethik die Eigenart, und die Spannung zwischen dem Staat und der die Menschheit umfassenden Humanität gibt ihr das Problem. Das ist die Kulturstufe, die wir Deutschen errungen haben, und es ist hier ganz einerlei, auf welcher Stufe andere Staaten stehen; denn diese Stellung ist die Voraussetzung unserer Kraft und nicht unserer Schwäche.“<sup>55</sup> Die Deutschen vertrauten ihrer Regierung, weil sie sich von der politischen Ethik leiten lasse. Dem Vorwurf der „Schlappheit“ und „Flaumacherei“ begegnet Harnack mit dem Argument, dass der Feind im Krieg auch durch moralische und ideologische Machtmittel geschwächt und vernichtet werden könne. Dem Volk müsse im Hinblick auf die Kriegsziele klar gemacht werden, „daß Deutschland niemals ‚ein geschlossener Handelsstaat‘ und niemals ein unabhängiger Staat in dem Sinne sein wird, daß der Gedanke der Humanität für ihn nicht mehr existiert oder daß alle anderen Reiche zu seinen Füßen liegen“<sup>56</sup>. Für seine Zukunft sorgten die deutschen Staatsmänner daher nur, wenn sie den deutschen Staat in ihren Erwägungen über die Friedensziele nicht isoliert, sondern in Verknüpfung mit anderen Staaten ins Auge fassen.

Unterstützt von der Reichskanzlei war im Juli 1916 der kurzlebige „Deutsche Nationalausschuß für einen ehrenvollen Frieden“ ins Leben gerufen worden, dem auch Harnack angehörte. Auf der Berliner Kundgebung des Ausschusses zum 1. August hielt er seine Rede „An der Schwelle des dritten Kriegsjahres“. Seit dem 24. Juni tobte die Sommeschlacht. In seiner Rede beschwört Harnack eingangs den Geist von 1914, der religiös gedeutet wird. Dann ist vom Vertrauen

---

55 *Harnack*, Adolf von: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. Giessen 1916, 302f.

56 Ebd., 306.

auf Gott, auf „unser unvergleichliches Heer, auf seine Heerführer, voran unsern teuren Kaiser“, auf „die Leitung des Staates und unsere Regierung“ die Rede<sup>57</sup>. Schließlich kommt er auf die zu erreichenden Ziele zu sprechen. Innenpolitisch geht es ihm um die Erhaltung und Steigerung der Volkskraft sowie um die Herstellung einer deutschen Gemeinwirtschaft. „Nirgendwo soll der frische Unternehmersinn und die private Verantwortlichkeit ausgeschaltet werden; aber an den Bedürfnissen und dem Wohle des Ganzen sollen sie ihre Grenzen finden. Diese kann nur die Gemeinschaft, repräsentiert durch den Staat, bestimmen.“<sup>58</sup> Was die außenpolitischen Ziele betrifft, so grenzt sich Harnack sowohl von den Annexionisten als auch von denen ab, die zum Status quo ante zurückkehren wollen. Als ersten Punkt nennt er: „Wir müssen ein Kolonialreich zurückgewinnen; die stärkste Stellung in Mitteleuropa kann das nicht ersetzen. Aber automatisch erhalten wir die Kolonien nicht zurück. Wir müssen Opfer für sie bringen in Europa.“ Zweitens würden die deutschen Wünsche durch die nötige Rücksichtnahme auf die Verbündeten begrenzt. Als Hauptsache erscheint Harnack aber die Erlangung eines Friedens, der dem deutschen Volk eine sichere Existenz ermöglicht. Im Osten sei es die weltgeschichtliche Mission des Friedens, den Feind auf seine natürlichen Grenzen zurückzudrängen. Der Baltendeutsche Harnack begründet das so: „nach Geist, Art und Kultur gehört Rußland nicht nach Westeuropa; hier wirkt es nur zerstörend auf die abendländische Kultur, die ihm fremd ist und fremd bleiben muß. Wir müssen die abendländische Grenze im Osten mit fester Hand ziehen für uns und für die ganze abendländische Kultur.“<sup>59</sup> Im Westen hingegen muss der Friede nur die Alleinherrschaft Englands auf See brechen und dafür sorgen, dass Belgien nicht englische Satrapie bleibt. Eine Annexion Belgien wird

---

57 Ebd., 336f.

58 Ebd., 342.

59 Ebd., 344.

mit den Worten ausgeschlossen, dass man kein neues Irland wünsche und den deutschen Nationalstaat nicht gefährden wolle. Schließlich solle der Friede die feindliche Staatenkoalition gegen Deutschland sprengen, was letztlich ein besseres Völkerrecht erfordere. Harnack erinnert an die christliche europäische Völkerfamilie, die durch die christliche Religion vorgezeichnet sei und die zu erhalten zu den heiligen Pflichten gerade Deutschlands gehöre. „Ich möchte nicht in einer Welt leben, die den deutschen Idealismus nicht mehr kennt und in welcher Humanität, edles Menschentum und christliche Liebe zum alten Eisen geworfen sind. Daher: selbst in dieser heißen Zeit, mitten im Kampf um Sein oder Nichtsein, wo nichts als der Siegeswille angespannt sein darf, – soll uns doch aus weiter Ferne das höchste Kriegsziel leuchten: Deutschland, sein(er) selbst mächtig in ungehemmter, edler Arbeit; aber neben ihm und mit ihm friedliche Völker! Regnum dei in terris; Gottes Reich auf Erden!“<sup>60</sup>

Inzwischen verschlechterte sich die Lage für Deutschland im Westen zusehends. Das von Harnack unterstützte Friedensangebot der Mittelmächte wurde am 30. Dezember von der Entente abgelehnt. Und als sich trotz des Widerstands des Reichskanzlers Marineleitung und Oberste Heeresleitung am 1. Februar 1917 mit der Forderung nach einem uneingeschränkten U-Bootkrieg durchsetzen kann, treten schließlich am 6. April die USA in den Krieg ein. Am 18. Mai hält Harnack im Rahmen einer Reihe des „Bundes deutscher Gelehrter und Künstler“ über die deutsche Freiheit einen Vortrag über „Wilsons Botschaft und die deutsche Freiheit“<sup>61</sup>. Er griff hier zwar einerseits Wilson an, der sich anmaße, als erobernder Völkermessias aufzutreten. Aber andererseits bot er als Alternative zur amerikanischen Demokratie die Idee eines sozialen Kaisertums, die er wenig später im Juni in seiner Denkschrift „Das Gebot der Stunde“ entfaltete: „Noch ist die letzte Stunde: es muß jetzt mit dem

---

60 Ebd., 346.

61 *Nottmeier*, Adolf von Harnack (wie Anm. 4), 440f.



Gedanken des sozialen Kaiser- und Königtums voller und praktischer Ernst gemacht werden. In ihm steckt das Maß von Demokratie, welches wir bedürfen, und in ihm steckt zugleich die Abwehr einer solchen Demokratie, die der Eigenart und dem Geist unsres Staates und Volks nicht entspricht.<sup>62</sup> Harnack verlangt eine sofortige Wahlrechtsreform in Preußen mit der Einführung eines allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts an Stelle des bisherigen Dreiklassenwahlrechts. Zudem müssten in jedem Ministerium Vorlagen über die Beteiligung des Volkes, die „deutliche Förderung seiner Pflichten und Rechte“, ausgearbeitet werden, auch wenn dies mit Wagnissen verbunden sei<sup>63</sup>. Ansonsten komme es zwar nicht zur Revolution, wohl aber zu dumpfer Resignation und innerem Verfall. Die innere Reform würde aber zugleich eine außenpolitische Wirkung zeitigen. „Sie entwindet unsern Feinden ihre kräftigste ideelle Waffe!“ Harnack gesteht die von den Westmächten dem Reich unterstellte Rückständigkeit ein – Wilson hatte von einem Amoklaufenden autokratischen Regime gesprochen – und fordert zu Reformen auf, die sie zumindest zum Nachdenken über eine Fortsetzung des Krieges anregen sollte. Deutschland dürfe nicht weiter als „der unverstandene Sonderling“ dastehen. Die inneren Reformen seien aber nur der erste Schritt in Richtung auf Frieden. Der zweite notwendige Schritt sei ein Wiederanknüpfen an das letztjährige Friedensangebot, das nun deutlicher ausfallen müsse. Man müsse erneut erklären, „daß wir zur Beendigung dieses Krieges, den wir als Verteidigungskrieg geführt haben, zu jedem Opfer bereit sind, daß unser status quo ante erträgt und ferner, daß uns als christlicher Nation die Menschheit so nah angeht wie unser Vaterland, weil wir mit unserm Vaterland einen Beruf für diese haben“<sup>64</sup>. Zu den Opfern, die Deutschland um des Friedens willen erbringen müsse,

---

62 *Böhme*, Aufrufe (wie Anm. 36), 146f.

63 Ebd., 147.

64 Ebd., 149.

rechnet Harnack nicht nur Belgien und Polen, sondern auch Verhandlungen über Grenzregulierungen im Reichsland Elsaß-Lothringen. Der Reichskanzler zeigte sich Harnacks Reformvorschlägen gegenüber aufgeschlossen, wird aber am 13. Juli gestürzt. Mit Bethmann Hollweg verloren die Gemäßigten ihren Fürsprecher an der Spitze des Staates.

#### 4. Ernst Troeltsch und die Ideen von 1914

Als der Krieg ausbrach, hielt Troeltsch am 2. August in Heidelberg eine Rede bei der von Stadt und Universität einberufenen vaterländischen Versammlung. Seine Zuhörer nennt er Volksgenossen, um die durch den Krieg entstandene Einheit aller Bürger herauszustellen. Er spricht von slawischer Herrschsucht und Tücke sowie von französischer Rachgier. Man kämpfe um Sein und Leben, aber auch für die Freiheit und Menschenwürde. Da gebe es nur eines, nämlich den Ruf „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“<sup>65</sup> Neben diesen Ruf stellt Troeltsch das, was er ein rein bürgerliches und politisches Gebet nennt, das aber in diesem Moment des Kriegsbeginns das allerreligiöseste Gebet sei: „Gott, schütze Deutschland, unser Vaterland!“<sup>66</sup> Das Gebet sei zugleich ein Gelübde aus tiefbewegter opferwilliger Seele. Jetzt, wo das Gefühl der Allgewalt Gottes einen durchdringe, gelte das Gelübde „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ Er schließt mit den Worten: „Gott helfe uns, es zu halten!“<sup>67</sup>. Troeltsch versteht den Krieg als einen Verteidigungskrieg und deutet ihn als einen Kampf auch für Freiheit und Menschenwürde. Während seines letzten Heidelberger Jahres hielt er noch zwei weitere Reden in vaterländischen Versammlungen, am 3. November 1914 über „Unser Volksheer“ im Mannheimer Nibelungensaal und am 6. Dezem-

---

65 Zitiert bei *Hammer*, Karl: *Deutsche Kriegstheologie 1870–1918*. München 1974, 264.

66 Ebd., 265.

67 Ebd.

ber über „Das Wesen des Deutschen“ in der Karlsruher Stadthalle. In seiner Schrift „Deutscher Glaube und deutsche Sitte in unserem großen Krieg“ von 1914 erklärt er, „daß das Geheimnis der deutschen Kraft nicht bloß unser militärischer Drill, unsere systematische Berechnung und Ordnung, unsere Kanonen und feldgrauen Uniformen, sondern in erster Linie der heilige Glaube des deutschen Volkes an sich selbst und die eiserne Pflichttreue unserer christlichen Gesittung sind.“<sup>68</sup>

Die politische Haltung Troeltschs, die sich soweit noch ganz in den Grenzen des traditionellen Kriegspatriotismus mit der Abwehr gegnerischer Propaganda bewegt, erhält ihr eigenes Profil erst mit dem Wechsel nach Berlin. Im Frühjahr 1915 folgte er dem Ruf an die dortige Philosophische Fakultät. Er befand sich nun im Zentrum der politischen Macht und wurde Mitglied in jenen politischen Klubs, in denen sich die politisch Gemäßigten trafen: der „Deutschen Gesellschaft 1914“ und dem „Mittwochabend“. Im Juli 1915 gehört er zu den Unterzeichnern der Gegenerklärung Delbrücks. Er nahm auch an den vorbereitenden Diskussionen über die Kriegsziele teil, und aus den Protokollen des Verlegers Theodor Wolff erfährt man, dass Troeltsch zu diesem Zeitpunkt nicht grundsätzlich gegen jede Form der Annexion eingestellt gewesen war. Belgien solle man bis zur Maaslinie halten und Teile Frankreichs annektieren. Das deckt sich mit Aussagen eines Briefes an den nationalistischen Pfarrer Gottfried Traub, den er noch im Februar 1915 in Heidelberg verfasst hatte. Denkbar erscheinen ihm „Bündnisse zentraleuropäischer Staaten, allenfalls ein Protektorat in Belgien, jedenfalls verbesserte Grenzen soweit das nötig ist. Im übrigen Erhaltung der Flotte, Freiheit der Meere und ein mittelfrikanisches Kolonialreich. Das scheint mir das Größte, was erwartet werden kann. Das aber ist kein Imperialismus, wenn man unter ihm mehr als die bloße natürli-

---

68 Zitiert nach *Drescher*, Hans-Georg: Ernst Troeltsch. Leben und Werk. Göttingen 1991, 417.

che Kraftentfaltung des Heimatstaates versteht“<sup>69</sup>. Auch in seinem Beitrag „Imperialismus“ vom Januar 1915 hatte er davon gesprochen, dass nach dem Ende des Kriegs „unmöglich eine wesentlich veränderte Weltstellung Deutschlands herauskommen kann“<sup>70</sup>.

Troeltschs öffentliche Stellungnahmen zum Krieg nach seinem Wechsel nach Berlin beginnen mit der Rede „Der Kulturkrieg“, die er am 1. Juli 1915 an der Universität hielt. Es folgten die programmatischen Vorträge und Beiträge „Die deutsche Idee von der Freiheit“, „Die Ideen von 1914“, „Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge“, „Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen“, „Privatmoral und Staatsmoral“, „Über einige Eigentümlichkeiten der angelsächsischen Zivilisation“ und „Der Ansturm der westlichen Demokratie“, alle 1916/17 im Druck erschienen. Seine kulturphilosophischen Gedanken werden im Folgenden auf der Grundlage des Vortrags „Die Ideen von 1914“ dargestellt, den Troeltsch 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914“ hielt. Er geht davon aus, dass der Weltkrieg in erster Linie kein Krieg des Geistes und der Kulturgegensätze, sondern das Resultat der imperialistischen Weltspannung sei, resultierend aus der Verteilung der Welt unter wenige Großmächte und dem Bedürfnis, den deutschen Wettbewerb niederzuhalten. Da es sich aber im Existenzkampf mit dem Leben auch um den Geist handle, sei aufgrund der Tatsache, dass die Gegner ihre Kriegsparole zu einer Ächtung des modernen deutschen Geistes fortbildeten, auch auf deutscher Seite der heiße Drang zur Erfassung des deutschen Geistes entstanden. „Was ein imperialistischer Machtkrieg war, wurde so zu einem Krieg des Geistes und Charakters“, zu einem „Kulturkrieg“.<sup>71</sup> Das habe auf deutscher Seite

---

69 Zitiert nach ebd., 437.

70 Zitiert nach ebd., 439.

71 *Troeltsch*, Ernst: *Deutscher Geist und Westeuropa*. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden. Hg. von Hans Baron, Neudruck Tübingen 1925. Aalen 1966, 32. Zu den „Ideen von 1914“ vgl. *Lübbe*, Hermann: *Politi-*

im Krieg zu einer Selbsterfassung in jenen Ideen geführt, die der deutsche Nationalökonom Johann Plenge und der schwedische Staatsrechtler Rudolf Kjellén dann die „Ideen von 1914“ genannt hätten, in ihrer Entstehung vergleichbar den Ideen von 1813, wie sie etwa Fichte formulierte, und doch wieder ganz anders. „Überall empfinden wir einen Abgrund, der uns von der Zeit vor dem Kriege trennt, und einen neuen Geist, der die Arbeit des Friedens erfüllen soll.“<sup>72</sup> Die Ideen von 1914 kann man Troeltsch zufolge nicht aus einer großen fertigen Weltsicht ableiten, sondern sie müssen aus den eigenen Erlebnissen der Nation aufsteigen, und er nennt vier solcher Erlebnisse.

Das erste und gewaltigste Erlebnis sei die antimaterialistische und antiskeptische Rückkehr zum Glauben an die Idee und die Selbstbestimmung des Geistes. Gegenüber allem kapitalistisch-technischen Materialismus habe man sich der Welt des Metaphysischen wieder geöffnet. „Wir wagten es wieder, den Weltgrund ‚Gott‘ zu nennen, mit dem trauesten und höchsten Worte unserer Sprache, und wagten es wieder, Gott zu vertrauen, wo, menschlich angesehen, die Rechnung schlecht und schwierig stand.“<sup>73</sup> Es sei gerade in den geistig führenden Kreisen eine Rückkehr zu der ethischen Freiheitsphilosophie Kants und des deutschen Idealismus zu beobachten, und dieser Sieg des Geistes beseele auch die deutschen Waffen und Maschinen. „Glaube und Realismus, Phantasie und praktische Pflicht fanden sich.“<sup>74</sup> Die neue Aufgabe erblickt Troeltsch darin, diese Einigung tiefer zu begründen und für die Zukunft fruchtbar zu machen. Als zweites Erlebnis nennt er „die Entdeckung des Volkes und der Masse nicht als Gegenstand der Wissenschaft und Statistik,

---

sche Philosophie in Deutschland. Basel / Stuttgart 1963, 227–238.

72 *Troeltsch*, *Deutscher Geist* (wie Anm. 71), 35.

73 *Ebd.*, 38.

74 *Ebd.*, 41.

sondern als lebendige, jeden von uns ergreifende Lebensflut<sup>75</sup>. Er beruft sich dabei auf das vielbeschworene Augusterlebnis, das die Kluft zwischen Volk und Intellektuellen, Gesellschaft und Gemeinschaft überwunden und alle zu einer inneren Einheit zusammengepresst habe. Daraus leitet Troeltsch aber auch ab „das Anrecht eines solchen Volkes in allen seinen Gliedern, an dem Gemeinwesen mitzuwirken, soweit es durch sachliche Leitung dazu befähigt ist“<sup>76</sup>. Da würden sich aristokratische und demokratische Elemente neu mischen. Die gesunden Elemente des ständisch-organischen Gemeinschaftsgedankens träten an die Stelle eines künstlichen, theoretischen Gesellschaftsaufbaus. Aufgrund des englischen Aushungerungskriegs mittels der Seesperre sei es dann zum dritten Erlebnis gekommen. „Deutschland wurde zum geschlossenen Handelsstaat.“<sup>77</sup> Es habe sich zu einem annähernd staatssozialistischen Ganzen der Selbsterzeugung, Selbstversorgung und rationellen Güterverteilung entwickelt, die sozialen Kämpfe hätten aufgehört, und die bisher bekämpften Sozialreformen seien eingeführt worden. Das sei nicht nur eine Notmaßnahme der Kriegswirtschaft, sondern entstanden sei etwas, das im deutschen Wesen verankert sei. „Wir ahnten, daß in diesem Gemeinsinn und dieser Disziplin die alte Gewöhnung kirchlich-religiösen Gemeingefühls und religiöser persönlicher Selbsthingabe und daneben deren Umformung in unserer großen klassischen Philosophie zum Gedanken des überindividuellen Gemeingeistes und der persönlichen Pflicht mit innerem und freiem Zwange weiter wirkten.“<sup>78</sup> Troeltsch zeigt sich überzeugt, dass diese quasi staatssozialistische Wirtschaft auch den Krieg überleben werde. Das vierte Erlebnis, das er schließlich nennt, ist das der geistigen Isolation, die Erfahrung des schroffsten Gegensatzes gegen das

---

75 Ebd.

76 Ebd., 43f.

77 Ebd., 44.

78 Ebd., 46.

deutsche Wesen nicht nur im feindlichen, sondern auch im neutralen Ausland. Gemeint „war vor allem der Gegensatz der westeuropäischen demokratischen Zivilisation gegen das autoritative, reaktionäre Deutschland mit seiner militärischen Monarchie und seiner Beamtenherrschaft, seinem Unteroffizierston und seiner Schneidigkeit, seinen Kastentrennungen und seinem gebundenen Lebensstil.“<sup>79</sup> Man habe das „Militarismus“ genannt, obwohl die Westmächte doch weit rücksichtslosere Eroberungsmächte seien. Letztlich gehe es um ein unterschiedliches Verständnis von Freiheit. Denn die deutsche Idee der Freiheit sei vom Individualismus des englischen Herrenmenschen ebenso unterschieden wie von der Gleichheitsidee der Menschenrechte und wurzele weder im Puritanismus noch in Rousseau. „Es ist die Freiheit einer selbständigen und bewußten Bejahung des überindividuellen Gemeingeistes, verbunden mit der lebendigen Anteilnahme an ihm, die Freiheit einer freiwilligen Verpflichtetheit für das Ganze und einer persönlich-lebendigen Originalität des Einzelnen innerhalb des Ganzen, die Freiheit des Gemeinnsinns und der Disziplin, beide zusammen beruhend auf der Selbsthingabe an die Ideen und darum eng zusammenhängend mit unserem ganzen ethisch-religiösen Wesen, das vom englischen und französischen so tief verschieden ist.“<sup>80</sup> Diese spezifisch deutsche Freiheit habe allerdings bis heute schwer zu kämpfen mit dem Standesdenken und Kastenwesen und erschöpfe sich schlecht im Rahmen bloß parlamentarischer Institutionen. Wie sehr sie von der westeuropäischen Idee der Freiheit unterschieden sei, wisse man erst seit dem Krieg, in dem sich die Ideen von 1789 und die von 1914 gegenüberstehen. Allerdings schlossen sich die beiden Freiheitsideen nicht gegenseitig aus, sondern es handle sich bei ihnen um unterschiedliche Gestaltungen des Strebens nach Freiheit und Würde der Person. Hafte die westliche Idee am isolierten Individuum und seiner überall gleichen

---

79 Ebd., 48.

80 Ebd., 48f.

Vernunft, so die deutsche am Leben des Volksganzen und an dem persönlichen Einsatz für das Volksganze. Auch wenn die staatlichen Institutionen in Deutschland noch nicht völlig von dieser Idee durchdrungen seien, müsse diese Durchdringung doch das Ziel der Fortentwicklung dieser Institutionen sein.

Troeltsch erhofft sich davon eine große Wirkung auf die gesamte staatlich-sittliche Welt, wobei er nur den Westen im Blick hat, während er in Bezug auf Russland nur einen Gegensatz sieht. Wegen des russisch-asiatischen Imperialismus, der sich Serbiens gegen Österreich bediente, sei ja der Weltkrieg ausgebrochen, und um ihn einzudämmen, sei ein Bündnisblock von Bulgarien bis zur Türkei geschaffen worden, das der Rettung eines mitteleuropäischen Staatensystems diene. Im Rahmen der imperialistischen Aufteilung der Welt sieht Troeltsch in der Bildung eines mitteleuropäischen Donaublocks die Rettung angesichts der Gefahr, bei der Weltverteilung verschluckt zu werden. Dabei sollen die alten deutschen politisch-ethischen Ideale zur Geltung kommen: „keine Weltherrschaft und keine Gewalt- und Monopolpolitik, sondern freie gegenseitige Ergänzung nationaler Geister bei gleichzeitiger selbständiger Entfaltung jedes einzelnen“<sup>81</sup>. Nur dies kann nach Troeltsch ein Ziel für die deutsche Politik sein, das über den bloß staatlichen Egoismus hinausgeht und seine Wurzeln in der spezifisch deutschen Idee der Freiheit hat. Der Theologe ging von einem deutschen Sonderweg bei der Verwirklichung der Freiheit im Staat aus und verknüpfte diese Freiheitsidee auf überstaatlichem Gebiet mit der Mitteleuropaidée Friedrich Naumanns<sup>82</sup>.

Troeltschs politisches Engagement nahm während des Krieges noch einmal neue Gestalt an, als die alldrutschen Annexionisten am

---

81 Ebd., 53.

82 Vgl. dazu *Sösemann*, Bernd: Ernst Troeltschs politisches Engagement im Ersten Weltkrieg. In: Renz, Horst / Graf, Friedrich Wilhelm (Hg.): Troeltsch-Studien. Bd. 3. Gütersloh 1984, 120–144, 132–134.



Sedanstag 1917, in Königsberg die „Deutsche Vaterlandspartei“ gründeten, die den Siegfrieden auf ihre Fahnen schrieb. Die Partei wurde zum Sammelbecken aller rechtsnationalen Kreise und wusste bald die der Protestanten hinter sich. Als Gegenründung formierte sich am 4. Dezember der „Volksbund für Freiheit und Vaterland“. In ihm sammelten sich die Gemäßigten von linken Zentrumsleuten bis zu rechten Mehrheitssozialisten. Inzwischen war der schwache Nachfolger Bethmann Hollwegs, der Pietist Georg Michaelis, gegen den bayerischen Katholiken Georg von Hertling ausgetauscht worden. Im Aufruf des Volksbundes heißt es, es müsse sofort eine politische Neuordnung angestrebt werden unter Beteiligung aller Volkskreise, um durch einen festen Volkswillen eine reformwillige Regierung zu stützen und die notwendigen Folgerungen aus dem Wesen des modernen Staates zu ziehen. Schließlich müsse eine von Volk und Regierung getragene Außenpolitik einen Frieden erstreben und nicht nur Rohstoffbezug und Handelsabsatz sichern, sondern „Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit der Völker auf den Boden der Sittlichkeit und des Rechts“ stellen<sup>83</sup>.

Troeltsch gehört zu den Gründern des Volksbundes, und an Martin Rade schreibt er, der Volksbund sei aus dem Wunsch entstanden, einen agitatorischen Verein mit einer moralisch-politischen Plattform zu schaffen. Angesichts der steigenden Erbitterung der Arbeiterschaft, der befürchteten Revolution und der Abhängigkeit des Kaisers und der Regierung von Ludendorff trete man für Wahlrecht und Parlamentarisierung ein. Troeltsch beklagt die mangelnde Unterstützung durch protestantische Kreise, die ins rechtsnationale Lager strömten. „Die Katholiken haben begeistert mitgemacht, die Protestanten blieben wegen ‚Sentimentalität‘ und ‚zu geringer Forderungen‘ weg, wie das der Durchschnitt der Protestanten überhaupt tut. Hier herrscht die Kriegstheologie und die schneidige Anne-

---

83 *Brakelmann*, Günter: Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917. Witten 1974, 293.

xionspolitik mit der Berufung auf Luther als den nationalen Mann!<sup>84</sup> Am 7. Januar 1918 hält Troeltsch in Berlin die Eröffnungsrede beim Volksbund. In ihr geht er von der Freiheitsforderung aus, die das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für Preußen verlangt: „Ein Volk, das so Grenzenloses leistet, leidet und opfert, will sich an der Gestaltung seines Schicksals mitbeteiligt sehen.“<sup>85</sup> Das gegnerische Geschwätz von deutscher Unfreiheit und Volksknechtschaft werde dann sofort verschwinden. Troeltsch ist sich sicher, dass der Krieg rein militärisch nicht beendet werden könne, sondern dass es dazu der richtigen Politik bedürfe. Gerade die deutsche Welthandelsstellung erfordere die Wiederherstellung der Weltwirtschaft, die nur durch Verträge, nicht aber durch Annexionen und Besetzungen möglich sei. „Unsre Siege müssen daher die Hauptwirkung haben, unsere Gegner überhaupt erst wieder vertragswillig zu machen.“<sup>86</sup> Das wichtigste Ziel sei daher ein Deutschlands wirtschaftliche Zukunft sichernder Vertragsfriede, auch wenn er militärische Grenzberichtigungen auf dem Weg von Kompensationen nicht ausschließe. Man müsse die Macht- und Gewalt-Theorie als alleinige politische Lehre preisgeben. „Die moderne Staatenwelt braucht zu ihrer Existenz neben den nötigen Machtsicherungen notwendig auch den Vertragswillen und das Vertrauen. Sie verlangt überdies die moralische Anerkennung der Würde und Freiheit der Staaten und Nationen, ebenso wie die der einzelnen Personen.“<sup>87</sup> Das sei auch Ausdruck der sittlichen Überzeugung und der religiösen Ideenwelt Europas. Troeltsch geht es um die Schaffung einer Gemeinschaft von Staaten, die gegenseitig durch Verständigung ihre Lebensnotwendigkeiten achten.

---

84 Ebd., 296.

85 *Böhme*, Aufrufe (wie Anm. 36), 212.

86 Ebd., 215.

87 Ebd., 216.

### 5. Althaus und Tillich im Kriegseinsatz

Theologen wie Troeltsch, Harnack, Rade und Seeberg gehörten einer Generation an, der die Fronterfahrung erspart blieb. Wie der Krieg deutsche Theologen prägte, die sich freiwillig meldeten und als Prediger an der Front oder im besetzten Feindesland Dienst taten, soll an Paul Althaus und Paul Tillich dargestellt werden. Althaus stand am Anfang seiner Göttinger Privatdozentenkarriere, als der Krieg ausbrach. Als Pfarrer mit zweiter Dienstprüfung konnte er nicht eingezogen werden. Aber er meldete sich freiwillig zur Landwehr und wurde zum Sanitätsdienst abgeordnet. In seinem Eintrag in das Goldene Buch der Universität Erlangen vom 23. November 1927 schreibt Althaus rückblickend: „Ich bin vom 15. August bis zum Zusammenbruch im Heeresdienste gewesen, immer im Osten, erst ein halbes Jahr als freiwill[iger] Krankenpfleger in Dirschau, D[eu]t[sch] Eylau, Woclawek (Polen), dann als Lazarett=, Etappen=, Garnison[s]=, Gouvernementspfarrer in Brzeziny und (seit August 1915) in ... Lodz. Diese Jahre empfinde ich bis heute als Höhe meines Lebens. Die Predigtarbeit bes[onders] in Lodz, die Mitarbeit an der deutschen Volksbewegung, die seit 1915 durch das Deutschtum Polens ging, sind mir große Erinnerungen.“<sup>88</sup> Althaus verstand den kaiserlichen Kriegsaufruf als Ruf Gottes zum heiligen Opfer für das Vaterland. Gottes Geist sei über das Volk gekommen und habe es zum Opfer freudig gemacht<sup>89</sup>. Zwar musste er schnell erkennen, dass der Kriegsbeginn nicht identisch war mit einer inneren Wiedergeburt Deutschlands zum Glauben, und vor allem machte er sich Sorgen über die mangelnde Sexualmoral vieler Soldaten. Aber

---

88 *Liebenberg*, Roland: Der Gott der feldgrauen Männer. Die theozentrische Erfahrungstheologie von Paul Althaus d. J. im Ersten Weltkrieg. Leipzig 2008, 584. Zu den Theologen der Frontgeneration vgl. *Graf*, Friedrich Wilhelm: Der heilige Zeitgeist. Studien zur Ideengeschichte der protestantischen Theologie in der Weimarer Republik. Tübingen 2011, 40–45.

89 Ebd., 160f.

das ließ ihn an der religiösen Weihe des Krieges in keiner Weise zweifeln. Im Dezember 1914 veröffentlichte die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ einen Beitrag „Aus einem Lazarett im deutschen Osten“, in dem Althaus Gott dankt „für die große Gnade, dass er uns zu einem Kriege und in eine Not gezwungen hat, in die wir reinen Schildes gehen“. Er ist davon überzeugt, dass es sich um einen den Deutschen aufgezwungenen Verteidigungskrieg handelt, „dass wir in Russland, Frankreich, England die Lüge und Hinterlist, die Feigheit, Gemeinheit, Neid und Verrat, alles, was es geben mag an Ungerechtigkeit, bekämpfen“. Althaus will das nicht als Ausdruck deutscher Selbstgefälligkeit verstanden wissen, da jeder, der „unter den Schauern dieses großen Massensterbens gestanden hat, weiß, daß Gott auch uns heute straft“<sup>90</sup>. Daher müsse auch jedem entgegengetreten werden, der einem versichere, er könne nicht mehr an das Walten eines gerechten Gottes glauben, wenn England siege. Gleichwohl sei es eine herrliche Gnade Gottes, dass man in diesen Tagen in die erste Bitte des Vaterunser auch das Gebet um den Sieg der deutschen Waffen einschließen dürfe. 1915 veröffentlicht Althaus unter dem Titel „Kommt laßt uns anbeten!“ acht Kriegspredigten aus Russisch-Polen, darunter auch die Predigt „Kriegsdienst und Gottesdienst“. Zwar räumt er ein, dass man am Sinn der Geschichte irre werden könne, weil in dem Krieg Christen gegen Christen kämpfen. Aber er hält gleichwohl fest: „Wir stehen mit Gott in diesem Krieg, als seine Diener zum Tun seines Willens berufen und gedrungen. Darum ist es heiliger Krieg.“<sup>91</sup> Jeder Soldat, nicht nur der deutsche, sei ein heiliger Streiter. Aber der Deutsche sei ein Diener Gottes in besonderem Sinn, da er von den Feinden in den Krieg hineingezwungen worden sei: „Wie kämpfen für das Letzte

---

90 *Althaus*, Paul: Aus einem Lazarett im deutschen Osten. In: AELKZ 47 (1914), Sp. 1150–1157, 1154.

91 *Althaus*, Paul: Kommt laßt uns anbeten! Acht Kriegspredigten aus Russisch-Polen. Berlin 1915, 49.

und Höchste: für die Lebenskraft, die Gott in uns legte; wir kämpfen um unser Leben. Wer aber für sein Leben streitet, der ist Diener Gottes und tut seinen Willen.“<sup>92</sup> Deutschland kämpfe auch nicht etwa nur für sich selbst und seinen Frieden, sondern für den Weltfrieden und den Segen der Welt. Eben darin bestehe sein Weltberuf.

Bereits in den Predigten wird deutlich, dass Althaus von der Vorstellung ausgeht, dass Gott jedem Volk, dem deutschen in besonderem Maße, Gaben verliehen habe, die seine Lebenskraft ausmachten und die es im aufgezwungenen Krieg zu verteidigen gelte. Im Hintergrund steht dabei ein neorankeanisches Geschichtsbild, wonach die einzelnen Völker Europas sich in einem Gleichgewicht einander ergänzen. Die Vorstellung von den besonderen Gaben des deutschen Volkes liegt auch der Volkstumsarbeit des Gouvernementpfarrers in Lodz zugrunde. Althaus, der schließlich auch eine Frau aus diesem Bevölkerungskreis ehelichte, sah es als seine Aufgabe an, bei den deutschstämmigen Lutheranern in Polen das Bewusstsein ihrer Volkszugehörigkeit zu stärken. Er unterstützte daher auch die „Deutsche Bewegung“, die sich in Lodz und Umgebung für den Aufbau deutscher Institutionen stark machte, und wandte sich zugleich gegen die von örtlichen lutherischen Pfarrern geförderte Polonisierung der lutherischen Kirche in Russisch-Polen. Althaus vertrat diese Position nicht nur in seinen Predigten, sondern auch in den Andachten und Betrachtungen, die regelmäßig in der „Deutschen Lodzer Zeitung“ erschienen. In seinem 1916 publizierten „Lodzer Kriegsbüchlein. Deutsch-evangelische Betrachtungen“ schreibt er: „Wir Deutschen im Reiche müssen endlich zum Gefühle unserer Verantwortung für die Brüder in Polen erwachen. Sie machen es uns ja selber so leicht: eine machtvolle deutsch-völkische Bewegung ist in Lodz und Pabianice und anderswo entstanden und sammelt sich in deutschen Vereinen, unsere Brüder drängen und bitten und rufen uns, sie begehren uns als Männer ihres Ver-

---

92 Ebd., 50.

trauens“<sup>93</sup>. Daher warb Althaus auch für den von Deutschtumsaktivisten im Januar 1916 initiierten Aufruf an alle deutschen Bewohner im besetzten Polen, sich zu einem „Bund der Deutschen in Polen“ zusammenzuschließen. Damit verband sich die Forderung nach einem Anschluss der besetzten polnischen Gebiete an das Deutsche Reich, die allerdings den Plänen der Reichsregierung und des Generalgouverneurs zuwiderlief, die die Bildung eines selbstständigen polnischen Pufferstaates zwischen Deutschland und Russland vorsahen<sup>94</sup>. Gegenüber den Polonisierungsbestrebungen der einheimischen lutherischen Pfarrer bestand Althaus darauf, dass die Evangelischen Polens um der Zukunft ihrer Kirche willen deutsch bleiben müssten. Luthertum und Deutschtum gehören für ihn zusammen. Als am 5. November 1916 im Warschauer Schloss die Proklamation der Errichtung des Königreichs Polen als Vasallenstaat der Mittelmächte erfolgte, bedeutete dies das Ende aller deutschvölkischen Hoffnungen auf einen Anschluss an das Reich.

Am 28. September 1917 hielt Althaus im „Deutschen Verein“ in Lodz in Gegenwart des Generalgouverneurs eine Rede über „Glaube und Vaterland“. Er führt Ernst Moritz Arndt als Beispiel für den Glauben an die Sendung des eigenen Volkes an, der mit dem deutschen Volksbewusstsein seit jeher verbunden gewesen sei. „Deutschland, das Herz der Welt, ist bestimmt die ganze Welt zu segnen: das ist der Glaube an einen Sinn der Geschichte, in der Gott ein Volk nach dem anderen zur Führung ruft.“<sup>95</sup> Damit aufs engste zusammen hängt die Vorstellung vom deutschen Gott. Denn „der Gott, der unser Volk zu solchem Menschheitsdienste gerüstet und begabt hat, wird es nicht zertreten lassen, der deutsche Gott, der Gott unse-

---

93 *Althaus*, Paul: Lodzer Kriegsbüchlein. Deutsch-evangelische Betrachtungen. Göttingen 1916, 4.

94 Vgl. *Liebenberg*, Gott (wie Anm. 88), 234–241.

95 *Althaus*, Paul: Glaube und Vaterland. In: Jahrbuch des Deutschen Vereins. Lodz 1918, 5–19, 9.

rer Väter<sup>96</sup>. Zu Deutschlands Sendung gehört vor allem Luther, und die Ansprache Althaus' auf der Reformationsfeier des „Deutschen Vereins“ am 30. Oktober 1917 hieß dementsprechend „Luther, der deutsche Prophet“. Als zeitgeschichtlichen Auftakt zum Reformationsjubiläum bezeichnet der Redner den von Gott geschenkten Sieg der Mittelmächte über den „welschen Feind“ in der zwölften Isonzoschlacht. „Das ist die schönste Vorbereitung zu unserer Feier. Dankbar und froher Stimmung scharen wir uns um den großen deutschen Propheten, in dem sich deutsches Wesen gegen welsche Fremdherrschaft aufgebaumt hat, gegen die Fremdherrschaft des welschen Geldbeutels und der welschen Priesterschaft. Der Sieg am Isonzo und die Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg – das sind Klänge, die zusammenstimmen.“<sup>97</sup> In seinem Aufsatz „Luther und das Deutschtum“, der im selben Jahr erschien, begreift Althaus das Luthertum als die „wahrhaft deutsche Religion“, um es einerseits abzugrenzen von der „deutschen Frömmigkeit“ der Neumystik, wie sie von Autoren des Diederichs-Verlags propagiert wurde, und andererseits deren Vorstellung von der Immanenz Gottes in der Seele in sein Lutherverständnis zu integrieren. „Grundstimmung und Grundgedanke der deutschen Frömmigkeit ist in dem lutherischen Gotteserlebnis, in seiner vollen Tiefe und Weite, als ein Pol mit enthalten.“<sup>98</sup> Mit dem Frieden von Brest-Litowsk am 3. März 1918, der die Herrschaft Deutschlands im Baltikum und in Polen besiegelte, sah der Lodzer Gouvernementpfarrer den Frieden näher gerückt. Jetzt komme es nur darauf an, an der Westfront durchzuhalten, da es nur eine Erlösung durch das Schwert gebe. Doch mit dem Zusammenbruch der deutschen Militärverwaltung in Polen verlor Althaus auch seine Stelle als Gouvernementpfarrer in Lodz und musste schließlich Ende 1918 das nunmehr selbstständige

---

96 Ebd., 10.

97 Zitiert nach *Liebenberg*, Gott (wie Anm. 88), 412.

98 *Althaus*, Paul: Luther und das Deutschtum. Leipzig 1917, 23f.

Polen verlassen. Sowohl der Krieg wie auch der Einsatz für das Deutschtum im besetzten Polen und das Luthertum hatten ihn jedoch nachhaltig geprägt. Nach dem Krieg setzte Althaus dem demokratischen Staatsideal von Freiheit und Gleichheit die völkische Gemeinschaft als göttliche Ordnung entgegen, die den Menschen auf die Religion vorbereite. Religion und Sittlichkeit seien beide auf die völkische, nationale Gemeinschaft bezogen, eine Auffassung, die Althaus zu einem Protagonisten des deutschnationalen Jungluthertums machte.

Kommen wir am Schluss noch einmal auf den jungen Hilfsprediger Paul Tillich zurück. Nachdem er im September noch eine Hilfspredigerstelle in Lankwitz verwaltet hatte, meldete er sich frischvermählt im September, als der Krieg bereits in einen Stellungskrieg übergegangen war, freiwillig als Feldgeistlicher an die Westfront, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Juli 1918 als Feldprediger in den Schützengräben tätig war. Im Juli 1918 wurde Tillich nach einem Zusammenbruch und auf eigenen Wunsch in die Garnison Spandau versetzt, so dass er das Kriegsende und die Novemberrevolution in Berlin erlebte<sup>99</sup>. Aus seinem ersten Frontquartier in Bieux schreibt Tillich am 17. Oktober 1914 an seinen Schwager Alfred Fritz: „Die VII. Reserve-Division, die bei dem berühmten Einmarsch in Belgien immer voran war, liegt jetzt eingegraben in die Schützengräben und hat kaum etwas anderes zu tun als zu hören, wie die Granaten und Schrapnells drüber hinsausen, ohne Schaden zu tun.“<sup>100</sup> Die Umgebung des Dorfes sei wüst und scheußlich, die

---

99 Vgl. die Einleitung von Erdmann Sturm in *Tillich, Paul: Frühe Predigten (1909–1918)*. Ergänzungs- und Nachlassbände zu den Gesammelten Werken, Bd. VII. Hg. von Erdmann Sturm. Berlin / New York 1994, 9–14. Vgl. auch Sturm, Erdmann: „Holy Love Claims Life and Limb“. Paul Tillich's War Theology (1914–1918). In: *Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte* 2 (1995), 60–84.

100 *Albrecht / Hahl*, Tillich (wie Anm. 1), 81.



Umgebung der meist geleerten Häuser eine einzige Bedürfnisanstalt. Vor dem Haus zwanzig Soldatengräber, Holzkreuze mit Stahlhelm, nur wenige zurückgebliebene Alte, Frauen und Kinder, ungeerntete Felder. Tillich hatte vier bis fünf halbstündige Gottesdienste die Woche zu halten. „Ich rede kräftig, aggressiv, aber immer stark mystisch-religiös, und das verstehen sie, nachdem, was ich bisher erfahren habe. Ein Oberstleutnant, der vorher sehr schnoddrig war, kam nach drei Tagen und bat um einen neuen Gottesdienst.“<sup>101</sup> Stolz berichtet Tillich seinem Schwager von einer Kollekte für die Ostpreußen.

Liest man die Predigten, so sind sie Ausdruck einer traditionellen nationalprotestantischen Kriegstheologie, die sich in den vier Jahren an der Westfront nicht grundsätzlich ändert. Im Oktober 1914 spricht Tillich über 2. Tim 2,5: „Und so jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.“ Einleitend heißt es: „Als Vaterlandskämpfer sind wir in den Krieg gezogen, und die Krone, die wir erringen wollen, ist der Sieg unserer deutschen Waffen. Die Siegeskrone wollen wir erstreiten gegen eine Welt von Feinden. Deutschland soll größer werden; Deutschlands Größe ist der Kranz, den jedes deutsche Haupt zieren soll.“<sup>102</sup> Allerdings erlange die Krone nur, wer recht kämpfe. Zwar spreche der Bibeltext von einem anderen Kampf als dem Kampf der Völker und von einer anderen Krone als der irdischen Siegeskrone. Aber für den Gotteskämpfer wie für den Vaterlandskämpfer gelten dieselben Regeln. Der Kampf richte sich gegen die Zuchtlosigkeit, die Unreinheit und die Selbstsucht, und gegen diese drei Feinde seien die rechten Waffen die Furcht Gottes, das Gebet und die Gemeinschaft mit Gott. „Rechte Vaterlandskämpfer sind immer rechte Gotteskämpfer. Doch das Vaterland kann nur gekrönt werden, wenn Gott es krönt. Darum wohl an, Kriegskameraden, auf den Feind und recht gekämpft,

---

101 Ebd., 82.

102 *Tillich*, Frühe Predigten (wie Anm. 99), 359.

heut und allezeit! Amen.“<sup>103</sup> Am 27. Januar 1915, zu Kaisers Geburtstag, predigt er über Mt 22,21 – „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Am Geburtstag des höchsten irdischen Herrn wolle man vor das Angesicht des Herrn über alle Herren treten, habe man doch in Sieg und blutigem Kampf empfunden, dass über dem Vaterland eine ewige, unerforschliche Macht walte, ein heiliger, allgewaltiger Gott, der nach seinem Wohlgefallen Sieg gebe und die Völker nach seinem ewigen Rat lenke. Dem Kaiser aber dankt Tillich dafür, dass er in den Friedensjahren unermüdlich zum Krieg und dadurch zum Sieg gerüstet, zugleich den Frieden bis zuletzt zu erhalten versucht und schließlich das Wort gefunden habe, das die Begeisterung entfachte und allem Zwiespalt und Streit untereinander ein Ende setzte. Im Jesuswort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ sieht Tillich in der Passionszeit 1915 eine Antwort auf die Frage, wie es denn möglich sei, dass nach zweitausend Jahren Christentum die christlichen Völker sich gegenseitig zerfleischen. „Aber wenn auch sein Reich nicht von dieser Welt ist, so bitten wir doch, daß es zu uns komme, und wir bitten insonderheit, daß es zu unserm deutschen Volk komme“<sup>104</sup>. Am Jahrestag der Mobilmachung predigt Tillich über Ps 126,3: „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.“ Man denke jetzt „zurück an die Tage, wo nach dumpfer, unerträglicher Spannung der zündende Blitz herniederfuhr, wo Volk auf Volk gegen uns aufstand und alle Mächte der Lüge und des Hasses und des Verrates gegen uns tobten“<sup>105</sup>. Auch lasse man sich nicht erschüttern durch das millionenfache Leiden, die das erste Kriegsjahr gebracht habe. Wer unter den Toten den Willen gehabt habe, sein Leben hinzugeben, den habe Gott dem Vorbild Christi gleichgemacht, der sein Leben für seine Brüder gelassen habe. Nach der Kriegszielrede des Reichskanzlers vom

---

103 Ebd., 361.

104 Ebd., 394.

105 Ebd., 402.

19. August 1915 heißt es in einer Predigt über Mt 10,34, dass Christus den faulen Frieden gehasst habe und er auch das Schwert über Völker Europas gebracht habe. „Tragen wir aber das Schwert Jesu in diesem Kriege und ist es dadurch ein heiliger Krieg, den wir führen, so laßt es uns auch im Geiste Jesu tragen, laßt das Schwert des Richters zum Schwert des Retters werden.“<sup>106</sup> Denn da der Hass dem deutschen Gemüt fremd sei, werde ein deutscher Sieg auch für den Besiegten eine Befreiung sein. Auch noch am Schluss der Feldpredigerzeit während der Frühjahrsoffensive 1918 hat sich inhaltlich nichts an Tillichs nationalprotestantischer Kriegstheologie geändert. Anspielend auf den Separatfrieden mit Russland in Brest-Litowsk am 3. März 1918 und das Opfer Christi heißt es: „Aber wie aus seinem Tode das Leben siegreich hervorging, wie aus seinem zerbrochenen Lebenswerk das Christentum geboren wurde, das Reich Gottes aufgerichtet, so konnten durch euer Leiden und Ausharren, durch eure äußere Erfolg- und Ruhmlosigkeit Sieg und Frieden erkämpft werden im Osten. Ja, das Licht des Friedens, das im Osten aufgegangen ist, es nimmt seine Leuchtkraft aus den Gräbern der Helden im Westen“<sup>107</sup>.

Aufschluss über Tillichs Fronterlebnisse und seine persönliche Einstellung zum Krieg geben indes seine Briefe. Dem Vater schreibt er Weihnachten 1915 vom „furchtbarsten aller Kriege“<sup>108</sup>. Alle fragten nur, wann er zu Ende sei, doch das Ende sei unabsehbar. In einem Brief vom 9. März 1915 heißt es: „Die Größe des Krieges, das Begeisternde, Fortreißende der ersten Wochen, der Kämpfe im Osten fehlt; so wird das Kleine und Drückende, die ganze Last und Negativität des Krieges offenbar.“<sup>109</sup> Am 31. Mai 1916 schreibt er aus der Kampfzone Verdun: „Um uns tobt die Hölle! Jede Vor-

---

106 Ebd., 406.

107 Ebd., 636.

108 *Tillich*, Frühe Predigten (wie Anm. 99), 86.

109 Ebd., 88.

stellung versagt. Oktober 1915 [die Champagneschlacht, *J. R.*] war in jeder Beziehung ein Vorspiel. Ich hoffe, daß die Kräfte reichen.<sup>110</sup> Am 8. Juni heißt es: „Herzlichen Gruß aus der Welt von Eisen, Feuer und Blut, aus Erdhöhlen, unserem liebsten Aufenthalt, und dem Tag und Nacht ununterbrochenen Erdbeben“<sup>111</sup>. Von einem Truppenverbandsplatz im feindlichen Feuer der Kampfzone berichtet Tillich: „Noch manche Bilder des Schreckens stehen vor meiner Seele und werden in ihr bleiben, solange ich lebe. Wir alle, Ärzte und Pfarrer, empfinden diese Tage [...] als einen Wendepunkt unseres Kriegslebens. Körperlich und seelisch können wir nicht mehr das werden, was wir vorher waren. Und doch wollten wir diese Tage nicht missen. Es waren die größten und schwersten Stunden in unserem Feldprediger-Beruf.“<sup>112</sup> Kurz vor Ende seiner Feldpredigerzeit wird Tillich ins Lazarett Guise eingeliefert, und am 2. April 1918 schreibt er an den Vater aus der Champagne: „Nachtmärsche – Biwak – Flieger – Granaten – tote Engländer – Wüsteneien, und als wir dann in den Kampf sollten, versagten die Nerven“<sup>113</sup>. Dekoriert mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse kehrte Tillich nach Berlin zurück, wo er nach dem Waffenstillstand aus dem Militär entlassen und im revolutionären Umbruch als Privatdozent tätig wurde.

Am 19. August 1917 verfasst Tillich einen Rundbrief an die alten Wingolfffreunde, in dem er gegen Ende auch auf den Krieg eingeht. „Der Krieg ist Desorganisation und Mechanisierung zugleich; der Einzelne wird zerstört, oder er wird herabgedrückt zum Maschinenteil. (Inwiefern sich im Felde, vor dem Tode, neue höhere Organisationsformen der Liebe bilden, ist eine andere Frage.) Aber eben um der neuen Organisation willen muß der Krieg sein; denn er ist nur

---

110 Ebd., 98.

111 Ebd., 99.

112 Ebd., 101.

113 Ebd., 109.

der Ausdruck für das Absterbenmüssen alter Organisationen, die einst agape und Leben waren und dann Gesetz wurden und erstarrten.<sup>114</sup> Damit gewinnt Tillich dem Krieg einen tieferen Sinn ab, insofern er Organisationsformen, aus denen das Leben gewichen ist – Imperialismus, Kapitalismus, Militarismus und Aristokratismus –, zerstört und so zur Quelle neuer Organisationsformen wird.

In einem Brief vom 27. November 1916 erklärt Tillich angesichts des täglichen Sterbens an der Front: „Ich bin reinster Eschatologe, nicht, daß ich kindliche Weltuntergangsfantasien hätte, sondern, daß ich den tatsächlichen Weltuntergang dieser Zeit miterlebe. Fast ausschließlich predige ich das ‚Ende‘.“<sup>115</sup> Liest man die Feldpredigten, gewinnt man diesen Eindruck zwar nicht. Aber die Aussage deckt sich mit Tillichs Sicht des Krieges in der Rückschau. Denn im Wingolfrundbrief vom September 1919 schreibt er: „Auf mich hat, nachdem der erste patriotische Rausch sich in den ersten Monaten im Felde verzogen hatte, der Krieg eine doppelte Wirkung gehabt: Erst habe ich ihn als Verhängnis erlebt, nämlich das Verhängnis der europäischen Kultur und ein ‚Ende‘ schlechthin“<sup>116</sup>. Doch an die Stelle dieses reinen Untergangsbewusstseins trat schließlich eine differenziertere Sicht, die ihn den Krieg sehen ließ „als notwendige Konsequenz einer bestimmten Gesellschaftsordnung und bestimmten, damit verknüpften Ideen“. Daraus sei dann im Sommer 1918 eine starke, zornige Willensbewegung gegen die bestehende Gesellschaft erwachsen. Er habe da die erschütternde Größe des sozialen Gegensatzes zwischen Offiziers- und Mannschaftsklasse sowie den Gegensatz zwischen Kriegsgewinnlern in der Heimat und zerstörten Existenzen an der Front gesehen, zudem die ungeheure Last, die dem Volk von den oberen Schichten auferlegt wurde. „Endlich sah ich die Bedingtheit der nationalen Idee und den furchtbaren Fluch,

---

114 Ebd., 108.

115 Ebd., 119.

116 Ebd., 142f.

den ihre Verabsolutierung über die Menschheit gebracht hat.“<sup>117</sup> Tillich wollte nun die Überwindung von Kapitalismus und Nationalismus, eine neue Gesellschaftsordnung, geboren aus dem Geist der christlichen Liebe und des Sozialismus, der mit der Oktoberrevolution von 1917 in Russland bereits gesiegt hatte. Der Krieg machte aus dem nationalpatriotischen Schellingianer einen religiösen Sozialisten.

#### Schluss

Der 8. August 1918 wurde von Ludendorff als der „Schwarze Tag“ des deutschen Heeres bezeichnet, und als solcher ist er in die Geschichte eingegangen. An diesem Tag durchbrachen über vierhundert alliierte Panzer, unterstützt von Artillerie und Luftwaffe, in der Nähe von Amiens die deutschen Stellungen. 20 000 deutsche Soldaten wurden dabei getötet, 30 000 ergaben sich dem Feind. Das war ein Zeichen der schwindenden Kampfmoral der deutschen Streitkräfte, und bedeutete zugleich das endgültige Scheitern der Deutschen an der Westfront. Am 29. September ließ Ludendorff den Kaiser und die Regierung endlich wissen, dass der Krieg verloren sei und unverzüglich ein Waffenstillstand ausgehandelt werden müsse<sup>118</sup>. Am 3. Oktober gab Wilhelm II. den Gemäßigten nach, reformierte das preußische Wahlrecht und führte die parlamentarische Kontrolle über die Außen- und Verteidigungspolitik ein. Das Kanzleramt ging von Hertling auf Max von Baden, schon seit längerem der Wunschkandidat der Gemäßigten, über, dessen Regierung sich auf die Mehrheit im Reichstag von Zentrum, Fortschrittspartei und Mehrheitssozialisten stützte. Man unterbreitete Wilson ein Waffenstillstandsangebot. Am 10. Oktober unternahm Harnack einen letzten Versuch, angesichts des nahenden Endes die politischen Richtungsverbände, unter anderem die Vaterlandspartei und

---

117 Ebd., 143.

118 Vgl. *Chickering*, Roger: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg. München 2002, 221–227.

den Volksbund, zu einer gemeinsamen Haltung zu bewegen. Vertreter der beiden Gruppierungen, darunter die beiden Theologen Seeberg für die Vaterlandspartei und Troeltsch für den Volksbund, trafen sich in der Königlichen Bibliothek, der Harnack ja vorstand. Harnack erklärte angesichts der Reformen im Inneren, „daß jeder mit der neugeschaffenen Tatsache rechnen muß, daß der Grundzug der Regierung etwas Neues und bleibendes bedeutet. In dieser Beziehung muß jeder für die neue parlamentarische Regierungsform sich erklären.“<sup>119</sup> Das größere Problem sah Harnack in der Tatsache, „daß man die innere Neugestaltung von der Haltung nach Außen nicht trennen kann. Hier muß von Vielen das Opfer der Überzeugung gefordert werden.“<sup>120</sup> Die Aussprache zeigte allerdings, dass die Rechtskonservativen einen Verständigungsfrieden nach wie vor ablehnten. Troeltsch bemerkt, dass die Gegensätze, die bisher bestanden, unverändert dieselben seien. Aber er fügt hinzu: „Das Friedensbedürfnis ist allerdings so groß, daß die Revolution so gut wie sicher eintreten würde, wenn die Tür zum Frieden wieder zugeworfen würde. Es wird sich daher um Haaresbreite handeln, die uns von dem Verlust unserer Zukunft trennt.“<sup>121</sup> Man beschließt noch, sich wiederzutreffen, wenn es nötig wird. Doch ein weiteres Treffen war nicht nötig. Der Krieg stürzte seinem Ende entgegen. Am Tage des Waffenstillstands schreibt Troeltsch an Gertrud von le Fort: „Das Offizierskorps hat in Wahrheit den Krieg geführt, die Reichsregierung war Attrappe und der Kaiser ein hilfloser Schwächling [...] Ludendorffs Spiel war das eines verzweifelten Bankrotteurs zuletzt, eines verwegenen Spielers zuvor. Den Frieden, so lange er – allerdings stets mit starken Einbußen – möglich war, wollte man nicht. Heute muß man kapitulieren.“ Troeltsch spricht von der Erleichterung darüber, dass das Morden ein Ende habe, die Illusion

---

119 *Brakelmann*, Protestantismus im Epochenjahr (wie Anm. 83), 303f.

120 Ebd., 304.

121 Ebd., 305f.

zerstoben und das alte System unter seiner Sünde zusammengebrochen sei. Und er endet mit den Worten: „Alles ist jetzt unsicher und schwebend, aber das Ende ist sicher, und was man an Seele sich selbst aus dem ungeheuren Zusammenbruche sich gerettet hat. Gott sei uns allen gnädig. Jetzt heißt es wirklich Glauben haben, wenn man das alles innerlich überstehen will.“<sup>122</sup>

---

122 *Drescher*, Troeltsch (Anm. 68), 453.